Princeton University Library
32101 074761816
3244
.2
.368
.5

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Numa Roumestan.

Von

Alphonse Daudet.

Erster Band.

Engelhorns
Allgemeine
Romanbibliothek.

Library of

Princeton University.

Presented by
Robert Buechner
in memory of
C. Fred Buechner '20

gewöhnlichen Romanbandes, der sonst **3 bis 5 Mark** kostet.

In **einem bis zwei**, höchstens **drei** Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen, so daß das lästige „**Fortsetzung folgt**“ wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von **C. v. Glümer, Baron A. v. Roberts, Richard Voß, E. v. Wolzogen, A. Daudet, H. Gréville, Guy de Maupassant, G. Ohnet, A. Theuriet, Hamilton Aïdé, Ouida, F. C. Philips, A. Kielland, S. Farina.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.

Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.

Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.

Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau. Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte rätselhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century" hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Halevys liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Anmutigeres als die fein ciselierte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Unwiderstehlich fühlt sich der Leser von diesen durch feine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointierte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Eine Art spanischen Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses

Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemüt und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Die Fortsetzung von „Gift".

Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit bekannter Ohnetscher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch fein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Bretterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohlgelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Sie ist nicht nur „hübsch", diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärstation im fernen Indien mit ihrem farbenschimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat." Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemütvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Dieselben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unversieglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.
„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit."
Athenäum.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Miß Braddons liebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühlige Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Anmut und graziöse Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistsprühenden Novellen des berühmten Dichters.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfter Jahrgang. Band 25.

Numa Roumestan.

Roman in zwei Bänden

von

Alphonse Daudet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

In der Arena.

Es war an einem Sonntag, einem glühend heißen Julitage, als im Amphitheater zu Aps in der Provence aus Anlaß der landwirtschaftlichen Ausstellung ein großes Tagesfest gefeiert wurde. Die ganze Stadt war auf den Beinen: Die Weber vom Chemin-Neuf, die vornehme Welt vom Quartier de la Calade, ja sogar Leute von Beaucaire — „fünfzigtausend Personen zum mindesten" —, so berichtete das „Forum" in seiner Chronik vom folgenden Tage, wobei allerdings die Uebertreibungssucht der Südländer in Betracht zu ziehen ist. In der That drängte sich eine ungeheure Menschenmenge die brennendheißen Stufen des alten Amphitheaters hinauf, wie in den schönen Tagen der Antonine, und offenbar handelte es sich bei diesem Volksandrang keineswegs bloß um das Bezirksfest. Es war etwas andres nötig, als der Wettstreit der Tambourins und Flöten, als die Courses landaises*), die Ringkämpfe für Männer und Knaben, das Katzenwürgen, der Schlauchsprung und wie die ortsüblichen Spiele alle heißen, die abgenützter waren, als der morsche Sandstein des Amphitheaters, — es war etwas andres als all dies nötig, um zwei Stunden lang auf diesen glühend heißen Steinplatten stehen zu bleiben, zwei Stunden in dieser mörderischen, augenversengenden Sonnenhitze auszuhalten, die Glut und den mit Pulvergeruch ge-

*) „Courses landaises": Die im Departement der „Landes" üblichen und von dort nach der Provence verpflanzten unblutigen Stiergefechte. Anmerkung d. Uebers.

324A 2 368 5 814587

schwängerten Staub einzuatmen, sich Augenleiden, Sonnenstichen, bösen Fiebern, kurz allen Gefahren und Qualen auszusetzen, deren Inbegriff man dort zu Lande ein Tagesfest nennt.

Die große Zugkraft des Tages ging von Numa Roumestan aus.

Gewiß findet das Sprichwort „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland" Anwendung auf Künstler und auf Dichter, in Anerkennung deren idealer und weniger offenkundiger Ueberlegenheit ihre Landsleute immer die letzten sind; aber es hat keine Geltung für Staatsmänner, für politische und industrielle Berühmtheiten, mit einem Worte für all jene mächtigen, einflußreichen Größen, deren Wert sich durch ihre Gunst und ihr Ansehen in klingender Münze äußert, von deren Ruhm die ganze Stadt und ihre Bewohner widerstrahlen, indem er sich in Segnungen aller Art über sie ergießt.

Es sind nun bereits zehn Jahre her, daß Numa, der große Numa, der Führer der vereinigten parlamentarischen Rechten als Prophet im Gebiete der Provence verehrt wird; zehn Jahre, daß die Stadt Aps diesen ihren berühmten Sohn mit den Zärtlichkeiten und Liebkosungen einer Mutter überschüttet, — mit Zärtlichkeiten, welche sich in öffentlichen Kundgebungen und Herzensergüssen der lautesten Art kundgeben. Sobald er im Sommer nach Beginn der Kammerferien ankommt, sobald er auf dem Bahnhof erscheint, beginnen die öffentlichen Huldigungen: Die Gesangvereine lassen unter dem Wehen ihrer gestickten Banner ihre heroischen Chorgesänge ertönen; Lastträger, welche auf den Stufen sitzen, warten, bis die alte Familienkarosse, die den großen Volksvertreter abzuholen kommt, sich zwischen den mächtigen Platanen der Avenue Berchère hindurch in Bewegung gesetzt hat, dann spannen sie aus und ziehen den großen Mann selbst unter dem Hochrufen und Hüteschwenken der Menge bis an das Haus der Witwe Portal, woselbst er absteigt. Und dieser Enthusiasmus bei den Ankunftsfeierlichkeiten ist schon so sehr Brauch und Ueberlieferung geworden, daß die Pferde an der Ecke der

Straße, wo die Lastträger sie auszuspannen pflegen, von selbst stehen bleiben, und alle Peitschenhiebe sie nicht einen Schritt weiter bringen würden. Die Stadt erhält alsbald ein verändertes Aussehen: die Präfektur, von dem gleichmäßigen, schrillen Gezirpe der Grillen auf den sonnverbrannten Bäumen eingelullt, liegt nicht mehr in trübseliger Trägheit da. Selbst in den heißen Mittagsstunden sind die Straßen und der Platz vor der Präfektur belebt, und in der grellen Beleuchtung sieht man Gestalten in schwarzem Frack und Cylinderhut geschäftig dahinschreiten und ihre hastigen Gebärden sich in scharfen Schattenrissen auf den weißen Mauern der Häuser abzeichnen. Die Karossen des Bischofs und des Gerichtspräsidenten rasseln die Chaussee entlang, dann ziehen Delegationen aus der Vorstadt, wo Roumestan um seiner royalistischen Gesinnung willen verehrt wird, sowie Deputationen der Weberinnen mit der Arlesischen Schleife über den kecken Gesichtern in ganzen Trupps über den Boulevard. Die Herbergen sind überfüllt mit Landleuten, Pächtern von Camargue oder von Crau, deren ausgespannte Fuhrwerke die kleinen Plätze und Straßen der bevölkerten Stadtteile wie an den Markttagen bedecken; die von Besuchern wimmelnden Cafés bleiben bis tief in die Nacht hinein offen, und die Fenster des Vereinslokals der „Weißen", das zu ganz ungewöhnlicher Stunde erleuchtet ist, erzittern unter dem Schall der Stimme des Angebeteten.

Da sage noch einer, es gelte niemand als Prophet in seinem Vaterlande! Man brauchte nur einen Blick in die Arena des Amphitheaters von Aps zu werfen, über das sich an jenem Sonntag des Jahres 1875 ein blauer Julihimmel spannte, man brauchte nur zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit das Publikum alle Schauspiele in der Arena an sich vorüberziehen ließ, wie alle Gesichter ein und derselben Seite zugewandt waren und welches Kreuzfeuer von Blicken auf ein und denselben Punkt, die städtische Tribüne, gerichtet war, wo Numa Roumestan inmitten der reich verbrämten Gewänder und der aufgespannten Staatssonnenschirme von bunter Seide saß. Man brauchte nur die Reden, die Ausrufe der Begeisterung und die naiven Aeußerungen dieses

guten Völkchens von Aps zu hören, wie sie hier im heimischen Dialekt, dort in einem barbarischen, mit Knoblauch gewürzten Französisch laut wurden, immer mit jenem charakteristischen Accent, der unerbittlich, gleich der Sonne dort zu Lande, jede einzelne Silbe betont und einem kein Pünktchen über dem i erläßt.

„Diou! qu'es bèou! — Gott, wie schön er ist!..."

„Er ist etwas beleibter als letztes Jahr."

„So sieht er viel stattlicher aus!"

„So drängt doch nicht so ... es ist ja Platz für alle!"

„Siehst du ihn, mein Junge, unsern Numa. ... Wenn du einmal groß bist, kannst du sagen, daß du ihn gesehen hast, nicht wahr?"

„Er hat noch immer seine schön gewölbte Bourbonnase ... und noch kein einziger Zahn fehlt ihm!"

„Und noch kein weißes Haar ..."

„Té, pardi!"

„Du mein Gott! Er ist ja auch noch nicht so alt. ... Er ist 1832 geboren, in demselben Jahre, in dem Louis Philipp die Missionskreuze zu Falle brachte, pecaïré!"

„Ah, aha, Philipp der Jauner!"

„Man sieht ihm seine dreiundvierzig Jahre gar nicht an!"

„Natürlich sieht man sie ihm nicht an. ... Té! Du Stern der Schönheit ..."

Und mit einer kecken Gebärde warf ihm die Sprecherin, ein großes Mädchen mit feurigen Augen, von ferne einen Kuß zu, der in der Luft schnalzte wie der Lockruf eines Vogels.

„Nimm dich in acht, Zette ... wenn seine Frau dich sähe ..."

„Die Blaue ist wohl seine Frau?"

Nein, die Blaue war seine Schwägerin, Mademoiselle Hortense, ein hübsches Fräulein, das eben erst aus der Klosterschule gekommen war und schon zu Pferde saß wie ein Husar. Madame Roumestan war gesetzter und zeigte ein feineres Wesen, schien aber auch weit stolzer. Diese Pariser Damen bilden sich nicht wenig ein! Und aufrechtstehend, sich mit vorgehaltenen Händen vor der Sonne

schützend, begannen die Frauen von Aps in der klassischen Rücksichtslosigkeit ihrer halblateinischen Sprache ganz laut die beiden Pariserinnen, ihre kleinen Reisehüte, ihre eng anschließenden schmucklosen Anzüge zu bekritteln, die in so großem Gegensatz zu der ortsüblichen Kleidung, den goldnen Ketten und den grün und roten, unmäßig aufgebauschten Röcken standen. Die Männer zählten die Dienste auf, welche Numa der guten Sache geleistet hatte, seinen Brief an den Kaiser, seine Rede für das Lilienbanner. Ah, wenn man nur ein Dutzend seines Schlages in der Kammer hätte, dann wäre Heinrich V. längst auf dem Throne.

Trunken von all dem Lärm und hingerissen von der Begeisterung, die ihn umgab, vermochte der gute Numa nicht ruhig auf seinem Platz zu bleiben. Mit geschlossenen Augen und verklärten Zügen ließ er sich in seinen großen Sessel zurückfallen und warf sich bald auf die eine, bald auf die andre Seite; dann sprang er auf, durchmaß mit großen Schritten die Tribüne, neigte sich einen Augenblick nach der Arena hinab und sog die lichte, lärmdurchtönte Atmosphäre ein, um alsbald wieder ruhig, guter Dinge und in der ungezwungensten Weise mit gelöster Krawatte an seinen Platz zurückzukehren. Dort sprang er mit beiden Knieen auf seinen Sitz und sprach, mit dem Rücken und den Fußsohlen der Menge zugewandt, mit seinen Pariserinnen, die hinter ihm auf erhöhten Sitzen saßen, indem er ihnen seine Freude mitzuteilen suchte.

Madame Roumestan langweilte sich. Das sah man an dem Ausdruck von Abgespanntheit und Gleichgültigkeit auf ihrem Gesichte, aus dessen schönen Zügen eine gewisse stolze Kälte sprach, wenn nicht das geistreiche Blitzen der beiden grauen, gleich zwei Perlen glänzenden Augen, wie man sie nur bei Pariserinnen findet, oder das flüchtige Lächeln ihres schönen Mundes es belebte.

Diese südländische Lustigkeit, die lärmende, ungebundene Festfreude, dieser redselige, nur dem Aeußeren, nur der Oberfläche zugewandte Menschenschlag, der zu ihrem eignen, in sich gekehrten, ernsten Wesen in solchem Gegensatze stand, verletzte, vielleicht ohne daß sie sich genau Rechenschaft darüber

gab, ihr Gefühl, weil sie in diesem Volke den vervielfältigten, ins Gewöhnliche übertragenen Typus des Mannes wiederfand, an dessen Seite sie seit zehn Jahren lebte und den sie auf ihre Kosten hatte kennen lernen. Auch der in reinster Bläue leuchtende Himmel und die Hitze, die er widerstrahlte, entzückten sie keineswegs. Wie konnten sie es in dieser Schwüle nur aushalten, all diese Leute? Wo nahmen sie nur den Atem her zu all dem Geschrei? Und sie begann von einem hübschen, leicht umzogenen Pariser Himmel und einem frischen Aprilregen auf den schimmernden Trottoirs ganz laut vor sich hin zu träumen.

„Oho, Rosalie, wenn's erlaubt ist...“

Ihre Schwester und ihr Mann ärgerten sich; besonders aber ihre Schwester, ein großes, schönes Mädchen, voller Leben und Gesundheit, die hoch aufgerichtet dastand, um besser zu sehen. Sie war zum erstenmal nach der Provence gekommen, und doch schien es, als rühre dieser ganze lärmende Aufzug unter einem nahezu italienischen Himmel an einer verborgenen Saite in ihrem Innern, als wecke er den schlummernden Instinkt ihrer südländischen Herkunft, auf welche die dichten, über ihren Huri-Augen sich vereinigenden Brauen hindeuteten, sowie ihr matter Teint, der trotz des Sommers keine Spur von Röte durchschimmern ließ.

„Nun, meine liebe Rosalie,“ sagte Roumestan, dem daran lag, seine Frau in eine andere Stimmung zu versetzen, „so erhebe dich doch einmal und sieh hierher, hat Paris dir je etwas Aehnliches geboten?“

In dem Theater, das eine riesige Ellipse bildete und ein großes Stück blauen Himmels sehen ließ, drängten sich auf den terrassenförmigen Stufen Tausende von Gesichtern mit lebhaft musternden Blicken im bunten Widerschein der festlich funkelnden Kleider und malerischen Kostüme. Wie aus einem ungeheuren Becken tönten muntere Zurufe, Fanfarengeschmetter und hellschallende Stimmen empor, die sich in dem intensiven Sonnenlichte sozusagen verflüchtigten. Während in den untersten Reihen, wo Staub und Dünste im Sonnenscheine aufwirbelten, von dem allgemeinen Lärm kaum etwas zu verstehen war, hörte man oben in der reinen

Luft schon mehr davon; hauptsächlich vernahm man den Ruf der Milchbrotverkäufer, die mit ihren in weißer Leinwand prangenden Körben von Stufe zu Stufe wanderten: „li pan ou là . . . li pan ou là!“ — und die Wasserverkäuferinnen, welche beständig ihre grünen glasierten Krüge schwenkten und „l'aigo es fresco! . . . Quau voù beùre?“ . . . „Das Wasser ist frisch! . . . Wer will trinken?“ kreischten, machten einen ordentlich durstig. Oben, auf den höchsten Stufen der Arena, tummelten sich spielende Kinder im luftigen Reich der Vögel mit den Schwalben um die Wette und woben einen Kranz von schrillen Tönen über all dem Schreien und Rufen unter ihnen. Und über all dem, welch wunderbares Farbenspiel des Lichtes in dem Maße, als mit dem Vorrücken des Tages die Sonne in dem weiten Rund des großen Amphitheaters, wie auf der Scheibe einer Sonnenuhr, ihren Kreis beschrieb, die Menge in den Schatten drängte und die Plätze leerte, die der Hitze zu sehr ausgesetzt waren —: breite Flächen, mit rötlichen, durch dürre Gräser getrennten Steinplatten bedeckt, auf welchen eine Folge von Bränden schwarze Spuren hinterlassen haben. Manchmal löste sich in den oberen Reihen unter dem Druck der Menge ein Stein des alten Bauwerks los und rollte nieder, während Schreckensrufe ertönten und man sich drängte und stieß, als stürze der ganze Cirkus zusammen. Die Bewegung, welche dadurch auf den Stufen entstand, war dem Anprall der wütenden Meereswogen vergleichbar; denn bei diesem überschwänglichen, empfindsamen Menschenschlag steht die Wirkung niemals im Verhältnis zur Ursache, indem letztere durch die Vorstellungen einer übermäßigen Einbildungskraft ins Ungeheuerliche vergrößert wird. In dieser Weise schienen sich die alten Trümmer zu beleben und boten nun nicht mehr den Anblick einer bloßen antiken Sehenswürdigkeit, sondern erweckten vielmehr jene Empfindung, die uns ergreift, wenn wir eine Pindarsche Strophe von einem modernen Athener vortragen hören, d. h. wenn uns die tote Sprache neu belebt und ihres schulmäßigen, kalten Charakters entkleidet entgegentritt. Dieser klare Himmel, die silberhell strahlende Sonne, die altlateinischen Anklänge in

dem provençalischen Dialekt — besonders auf den letzten Plätzen —, gewisse Körperstellungen am Eingange einer Wölbung . . . die regungslose Haltung gewisser Gestalten, welche in den Schwingungen der Luft antik, fast statuenhaft erschienen, der ganze Lokaltypus, die scharf geschnittenen Köpfe mit der kurzen, gewölbten Nase, die breiten, glattgeschorenen Wangen, das vorstehende Kinn Roumestans — alles, bis auf das Brüllen der Kühe, das von unten, wo ehemals die Löwen und Elefanten zum Kampfe bereit gehalten wurden, widerhallte, vervollkommnete die Täuschung, ein römisches Schauspiel vor sich zu haben, und als sich die mit einem Gitter verschlossene, ungeheure, schwarze Vertiefung des Podiums nach der leeren, mit gelbem Sande bedeckten Arena hin aufthat, erwartete man in der That, wilde Bestien herausstürzen zu sehen, anstatt des friedlichen, ländlichen Aufzugs von preisgekrönten Menschen und Tieren.

Jetzt war die Reihe an den aufgeschirrten Mauleseln, die an der Hand geführt wurden und mit prächtigem provençalischen Flechtwerk bedeckt waren; sie erhoben stolz ihre kleinen, schlanken, mit Silberglöckchen, Pompons, Schleifen und Puffen geschmückten Köpfe und erschraken nicht vor den scharf die Luft durchschneidenden, gleich Petarden oder Brillantschwärmern niedersausenden Peitschenhieben ihrer Treiber, deren auf jedem Tiere einer aufrecht stand. In der Zuschauermenge erkannten die Angehörigen jedes Dorfes ihre Preisgekrönten und kündigten sie mit lauter Stimme an: „Das ist Cavaillon“, hieß es, „das ist Maussane“ u. s. w. Der lange, glänzende Zug entfaltete seine Pracht ringsum im Kreise der Arena, welche er mit dem Klingen und Klirren seiner blitzenden Geläute erfüllte; der Zug machte vor der Loge Roumestans Halt, brachte mit Peitschengeknall und und Glockengeklingel eine Minute lang seine Huldigung dar und setzte dann unter der Führung eines stattlichen Reiters in hellen Reithosen und Kanonenstiefeln seinen Rundgang fort. Dieser Anführer, ein Mitglied des Vereins, der das Fest organisiert hatte, verdarb das Ganze, ohne sich dessen bewußt zu sein, indem er die Provinz mit der Provence vermengte und diesem merkwürdigen Lokalschauspiel den

vagen Anstrich eines Kunstreiteraufzugs verlieh. Uebrigens sah außer einigen Landleuten niemand zu. Man hatte nur Augen für die städtische Tribüne, die soeben von einer Menge von Personen besetzt war, welche Numa begrüßen wollten, Freunde, Kunden, frühere Schulkameraden, die stolz auf ihre Beziehungen zu dem großen Mann und auf die Gunst waren, dieselben hier öffentlich zur Schau stellen zu dürfen.

Der Andrang wollte kein Ende nehmen. Da kam jung und alt, Landedelleute, von Kopf bis Fuß in Grau gekleidet, Handwerksmeister in ihren zerknitterten Sonntagsröcken, Gutsverwalter und Pächter aus der Umgegend von Aps in losen Joppen, ein Lotse vom Hafen von St. Louis, der seine grobe Seemannsmütze in den Händen drehte — allesammt mit dem ausgeprägten südländischen Typus, gleichviel, ob ihr Gesicht von dem großen dunkelbraunen Bart, welchen ihr bleicher orientalischer Teint noch dunkler erscheinen ließ, bis unter die Augen bedeckt, oder, der alten französischen Sitte gemäß, glatt rasiert war — mit kurzem rötlichen Halse, schwitzend wie thönerne Gefäße, mit schwarzen flammenden, hervorstehenden Augen und vertraulichen Gebärden.

Und wie Roumestan ihnen begegnete, mit welch unerschöpflicher Liebenswürdigkeit er sie alle, ohne Rücksicht auf Vermögen und Herkunft empfing.... „Sieh da! Herr von Espalion! Wie geht es Ihnen, Herr Marquis? ... Heda, mein alter Cabantous, wie steht's mit dem Lotsengeschäft?... Ich begrüße Sie von ganzem Herzen, Herr Präsident Bédarride!" ... Und nun folgten Händedrücke, Umarmungen und jenes gemütliche Auf-die-Schulter-klopfen, wodurch der Wert der für den Ausdruck einer südländischen Sympathie stets zu kalten Worte verdoppelt wird. Die einzelnen Unterhaltungen dauerten allerdings nicht lange. Der Parteiführer hörte nur mit einem Ohre zu, sein Blick schweifte zerstreut umher, und während er mit dem einen sprach, streckte er schon den Neuhinzugekommenen die Hand zum Gruße entgegen. Niemand nahm jedoch Anstoß an der derben Art und Weise, wie er seine Leute mit einigen guten Worten abspeiste. „Gut, gut.... Ich werde es besorgen. Setzen Sie nur Ihr Gesuch auf... ich werde es mitnehmen."

Es waren Versprechungen von Tabakstrafiken und von Steuereinnehmerposten; was man nicht ausdrücklich verlangte, erriet er selbst, ermutigte die Schüchternen und regte den Ehrgeiz an. „Hat noch keine Rettungsmedaille, der alte Cabantous, nachdem er zwanzig Menschen das Leben gerettet hat! Schicken Sie mir nur Ihre Papiere . . . ich vermag viel bei der Marine . . . wir werden diese Ungerechtigkeit schon wieder gut machen.“ Seine Stimme klang warm und metallisch, während die Worte ihm voll und deutlich gleich blanken Goldstücken von den Lippen fielen. Und alle verließen ihn entzückt von dieser glänzenden Münze und stiegen mit der strahlenden Miene eines Schülers, der seinen Preis davonträgt, von der Tribüne herab. Das Bewunderungswürdigste aber an diesem Allerweltsmann war die erstaunliche Gewandtheit und Natürlichkeit, mit der er sich gleichsam unbewußt in das Wesen und den Ton der Leute, mit denen er sprach, hineinfand. Salbungsvoll, mit zuvorkommender Gebärde und freundlich lächelndem Munde, den Arm gebieterisch ausgestreckt, mit dem Präsidenten Bédarride, als wolle er im Gerichtssaal seine Toga entfalten; . . . in kriegerischer Haltung, den Hut auf einem Ohre, mit dem Oberst von Rochemaure, während er Cabantous gegenüber die Hände in den Taschen, mit gebogenen Beinen dastand und sich wie ein alter Seebär hin und her wiegte. Von Zeit zu Zeit kehrte er zwischen einer Umarmung und der andern strahlend zu seinen Pariserinnen zurück und trocknete sich die triefende Stirne.

„Aber mein guter Numa,“ sagte ihm Hortense ganz leise und mit lieblichem Lächeln, „wo wirst du denn all die Tabakstrafiken hernehmen, die du den Leuten versprichst?“

Roumestan neigte sein krauses Haupt, das auf dem Scheitel eine kahle Stelle zeigte, zu ihr nieder.

„Versprochen ist noch nicht gegeben,“ sagte er, und indem er in dem Schweigen seiner Frau einen Vorwurf ahnte, fügte er hinzu: „Ihr dürft nicht vergessen, daß wir im Süden unter Landsleuten sind, welche alle dieselbe Sprache führen. All diese guten Jungen wissen recht gut, was ein Versprechen zu bedeuten hat, und rechnen um kein Haar breit sicherer auf ihre Tabakstrafik, als ich darauf, sie ihnen zu verschaffen. . . .

Aber es macht ihnen Vergnügen, davon zu sprechen und ihrer Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen. Wozu sie dieser Freude berauben? . . . Uebrigens haben bei den Südländern die Worte stets nur eine relative Bedeutung. Das ist nur eine Art, sich gefällig auszudrücken."

Da ihm die Bezeichnung gefiel, so wiederholte er zwei- und dreimal: „sich gefällig auszudrücken . . . sich gefällig auszudrücken."

„Mir gefallen diese Leute," sagte Hortense, die sich augenscheinlich sehr gut dabei unterhielt. Aber Rosalie war nicht einverstanden. „Und dennoch haben Worte etwas zu bedeuten," sprach sie sehr ernst und wie aus tiefster Seele zu sich selber vor sich hin.

„Meine Liebe, das hängt vom Land und von den Sitten ab."

Und Roumestan bekräftigte seine seltsame Behauptung durch ein Achselzucken, das ihm eigen war, und welches an das „Uff!" eines Lastträgers, der sein Bündel auf der Schulter zurrechtrückt, erinnert. Der große Parlamentsredner der Rechten hatte einige derartige körperliche Gewohnheiten beibehalten, ohne sich ihrer je entledigen zu können, und in einer andern Partei hätte ihn das für einen ungebildeten Menschen gelten lassen; aber auf der aristokratischen Höhe, auf welcher er seinen Sitz hatte, zwischen dem Fürsten von Anhalt und dem Herzog von Rochetaillade, sah man es als ein Zeichen von Kraft und ausgeprägter Originalität an, und im Faubourg St. Germain war man von diesem Achselzucken über dem breiten, untersetzten Rücken, auf welchem die Hoffnungen der französischen Monarchie ruhten, entzückt. Wenn Madame Roumestan früher die Illusionen des Faubourgs geteilt haben mochte, so schien sie jetzt, ihrem müden Blicke und dem trüben Lächeln nach zu schließen, das über ihre Lippen flog, während Roumestan redete, und aus welchem weit eher Schwermut als Verachtung sprach, damit gründlich abgeschlossen zu haben. Ihr Gemahl aber verließ sie plötzlich, durch die Klänge einer seltsamen Musik angezogen, welche inmitten des Geschreies der aufgeregten Menge, die begeistert: „Valmajour! Valmajour!" rief, von der Arena herauf tönten.

Bei der am Abend zuvor stattgehabten Preisverteilung

als Sieger hervorgegangen, kam der berühmte Valmajour, der erste Tambourinspieler der Provence nun, um Numa mit seinen schönsten Weisen zu begrüßen. Er sah in der That nicht übel aus, dieser Valmajour, wie er inmitten des Circus dastand, seine Jacke von gelbem Kadis über der Schulter, und die feuerrote Schärpe um die Lenden, die sich von der blendendweißen Leibwäsche glänzend abhob. Er hatte sein leichtes, längliches Tambourin mittels eines Lederriemens am linken Arme hängen und hielt mit der Hand desselben Armes eine kleine Flöte an seine Lippen, während er mit der rechten Hand das Tambourin schlug und unternehmenden Blickes das Bein gleichsam als Stützpunkt des Tambourins vorsetzte. So klein sie war, erfüllte die Flöte doch den Raum weithin und durchzitterte die klare, krystallhelle Atmosphäre wie das Zirpen eines Schwarmes von Baumgrillen, indes das Tambourin mit seinem tiefen Klange die Melodie mit ihren Fiorituren trug. Bei dieser durchdringenden, wilden Musik sah Roumestan lebhafter als bei allem, was man ihm bis jetzt vorgeführt hatte, seine eigne Kindheit, die freie Ungebundenheit des provençalischen Knaben vor sich auftauchen, der sich auf den ländlichen Festen umhertrieb und tanzte, unter den schattigen Platanen der Dorfplätze, im weißen Staub der Landstraßen und auf den lavendelbewachsenen, versengten Hügeln. Eine köstliche innre Erregung strahlte ihm aus den Augen; denn ungeachtet seiner vierzig Jahre und des aufreibenden politischen Lebens hatte er sich, vermöge seiner günstigen Naturanlage, eine starke Einbildungskraft und jene äußerliche Empfindsamkeit bewahrt, die nur allzuleicht über das wahre Wesen eines Charakters zu täuschen geeignet ist.

Allerdings war dieser Valmajour kein Tambourinspieler wie die andern, keiner jener gewöhnlichen Musikanten, die auf ländlichen Festen abgerissene Tanzmelodien und Refrains aus den Cafés chantants zusammentragen und ihr Instrument herabwürdigen, indem sie es dem Geschmack des Tages anzupassen suchen. Vom Vater und Großvater her mit dem Tambourin vertraut, spielte er stets nur nationale Weisen, Weisen, welche einst von den Großmüttern mit zitternder Stimme gesungen worden waren; und welch eine Menge

kannte er, er war unermüdlich. Nach den Weihnachtsgesängen von Saboly, die zu Menuets und Rigodons umgeformt waren, gab er den Königsmarsch zum besten, bei dessen Klängen Turenne im glorreichen Jahrhundert die Pfalz erobert und niedergebrannt hatte.

Die Stufen entlang, auf denen es wie unter einem Bienenschwarm trällerte und summte, folgte die begeisterte Menge mit Bewegungen der Arme und des Kopfes diesem herrlichen Rhythmus, der wie ein warmer Windstoß die lautlose Stille der Arena durchdrang, in welcher man sonst nur noch das wirre Gezwitscher der Schwalben vernahm, die dort oben in der grünenden Bläue unstät und freudig nach allen Richtungen umherschwirrten, als suchten sie in den Lüften den unsichtbaren Vogel zu entdecken, der jene durchdringend scharfen Töne ausstieß.

Als Valmajour geendet hatte, brach ein wahrer Sturm des Beifalls los; überall sah man Hüte schwenken, Taschentücher wehen. Roumestan rief den Künstler auf die Estrade und fiel ihm um den Hals. „Du hast mich weinen gemacht, mein Junge!“ Und dabei zeigte er auf seine Augen, große glänzendbraune Augen, die voller Thränen standen. Stolz darauf, sich inmitten der offiziellen Würdenträger mit den gestickten Aufschlägen und den perlmutternen Degengriffen zu sehen, nahm der Tonkünstler die ihm dargebrachten Beglückwünschungen und Umhalsungen ohne allzugroße Verlegenheit entgegen. Er war ein hübscher Mensch mit wohlgeformtem Kopfe, hoher Stirn, glänzend schwarzem Schnurr- und Knebelbart und dunkelbrauner Gesichtsfarbe, einer jener stolzen Bauern des Rhônethales, die nichts von der listigen Demut der Landbewohner des mittleren Frankreichs an sich haben. Hortense bemerkte alsbald, wie fein seine Hand geblieben war, so sehr auch der Sonnenbrand sie geschwärzt hatte. Sie betrachtete das Tambourin und seinen Schlegel mit der elfenbeinernen Spitze; sie bewunderte die Leichtigkeit des Instruments, das sich seit zweihundert Jahren in der Familie fortgeerbt hatte und dessen poliertes, mit leichtem Schnitzwerk verziertes, dünngewordenes und helltönendes Gestell aus Nußbaumholz unter dem Einfluß der Zeit eine

gewisse Geschmeidigkeit gewonnen zu haben schien. Sie bewunderte besonders die dreilöchrige, naturwüchsige ländliche Flöte der alten Tambourinspieler, auf welche Valmajour aus Ehrfurcht für die alte Ueberlieferung zurückgekommen war und deren Handhabung er vermöge seines Geschicks und seiner Ausdauer erlernt hatte.

Nichts war rührender anzuhören, als die naive anspruchslose Schilderung seiner Kämpfe und seines Sieges.

„Es ist mir in der Nacht gekommen," so erzählte er in seinem seltsamen Französisch, „als ich die Nachtigall singen hörte. Da dachte ich in meinem Sinn: Wie, Valmajour, der kleinen Gotteskreatur genügt ihre Kehle, um all diese Läufer und Triller hervorzubringen, und was der Vogel mit der einen Oeffnung seines Schnabels fertig bekommt, das solltest du mit den drei Löchern deiner Flöte nicht erreichen können?!" Er sagte dies in sanftem, ruhigem, zutraulichem Tone ohne irgend etwas Lächerliches darin zu finden. Uebrigens hätte angesichts des offenen Beifalls von Numa, der mit erhobenem Arme und voll Begeisterung auf den Boden stampfte und ausrief: „Wie schön er ist! Welch ein Künstler!", niemand auch nur zu lächeln gewagt. Vielmehr wiederholten der Bürgermeister, der General, der Präsident Bédarride, Herr Roumavage, der Inhaber einer großen Bierbrauerei in Beaucaire und zugleich Vizekonsul von Peru, der in ein über und über mit Silber bedecktes, an den Karneval erinnerndes Kostüm eingeschnürt war, und andre mehr, von dem Entzücken ihres Führers hingerissen, im Tone vollster Ueberzeugung: „Welch ein Künstler!" Dieselbe Empfindung hegte auch Hortense, und ihrer expansiven Natur gemäß rief sie das Lob noch verstärkend aus: „O ja, ein großer Künstler," während Madame Roumestan vor sich hin murmelte: „Aber, ihr macht ihn ja rein verrückt, den armen Burschen!" Dies schien indes, nach der Ruhe zu schließen, die aus Valmajours Wesen sprach, durchaus nicht der Fall zu sein, und diese Ruhe verließ ihn ebensowenig, als Numa plötzlich zu ihm sagte: „Komm mit nach Paris, mein Junge, und dein Glück ist gemacht."

„Oh, meine Schwester würde mich niemals gehen lassen," erwiderte er lächelnd.

Seine Mutter war gestorben. Er lebte mit seinem Vater und seiner Schwester auf einem Pachtgut, das ihren Namen trug, drei Meilen von Aps auf der Anhöhe von Cordoue. Roumestan schwur, er werde ihn vor seiner Abreise dort noch besuchen, mit seinen Verwandten sprechen und bei dieser Gelegenheit die Sache in Ordnung bringen.

„Ich werde Dir darin behilflich sein, Numa," ließ sich eine zarte Stimme hinter ihm vernehmen.

Valmajour verbeugte sich, ohne ein Wort zu erwidern, drehte sich auf den Absätzen herum und stieg, sein Tambourin am Arm, mit erhobenem Haupte und sich leicht in den Hüften wiegend, wie es dem Provençalen als Freund des Rhythmus und des Tanzes eigen ist, die Tribüne herab. Unten erwarteten ihn Kameraden und schüttelten ihm die Hände. Dann ertönte es plötzlich weithin hallend: „Die Farandole!"

Es war ein sich ins Unendliche mehrender und unermüdlich verstärkender Ruf; er hallte aus den Gewölben und Gängen des Amphitheaters wider, aus denen jetzt der Schatten und die Frische zu kommen schienen, welche sich über die Arena ausbreiteten und den Kreis der Sonne mehr und mehr verengten. Im Nu war der Cirkus angefüllt, zum Bersten angefüllt von der ländlichen Menschenmenge, einem bunten Durcheinander von weißen Tüchern, hellfarbenen Kleidern, roten fliegenden Bändern auf Hauben von Spitzengrund, gestickten Blusen und Jacken aus feinem Wollenstoff.

Ein Trommelwirbel, und diese ganze bunte Masse ordnete sich linienweise, um sich dann in einzelne Trupps abzuteilen, die mit verschlungenen Händen in strammer Haltung dastanden. Ein Flötentriller brachte den ganzen Cirkus ins Wogen, und die von einem großen Burschen aus Barbantane, dem Land der berühmten Tänzer, angeführte Farandole setzte sich langsam in Bewegung, beschrieb anmutige Kreise, führte, fast ohne sich von der Stelle zu bewegen, ihre Luftsprünge aus und erfüllte die ungeheure Buchtung des Vomitoriums, in die sie sich allmählich wie in einem Schlund verlor, mit verworrenem Getöse. Valmajour folgte mit gleichmäßigem, feierlichem Schritte und ließ, während er sein langes Tambourin im Gehen von den

Knieen abstieß, sein Spiel in dem Maße stärker ertönen, als der dichte Menschenknäuel in der schon halb und halb in die bläulich-grauen Schleier der Dämmerung gehüllten Arena sich gleich einer Spule von Gold und Seide abwickelte.

„Seht einmal da hinauf," sagte Roumestan plötzlich.

Es war die vorderste Reihe der Tänzer, welche soeben zwischen den Bogenwölbungen des ersten Stockwerkes auftauchte, während der Tambourinspieler und die letzten Reihen der Tänzer noch unten im Cirkus marschierten. Unterwegs verlängerte sich der Zug durch den Anschluß aller derer, welche der Rhythmus der Musik mit Gewalt fortriß. Wer auch hätte unter diesen Kindern der Provence der Zauberflöte Valmajours widerstehen können? Von dem Wirbeln des Tambourins getragen und vorwärts getrieben, sah man ihn in allen Etagen zugleich, wie er die Gitter und unverdeckten Vertiefungen überstieg und das Geschrei und die Ausrufe der Menge mit seinem Instrument beherrschte. Die tanzenden Reihen aber stiegen höher und höher, bis zu den obersten Stufen hinan, welche noch im rötlich-fahlen Schimmer der letzten Sonnenstrahlen erglänzten. Der unermeßliche Zug der in feierlichem Aufmarsch vorüberziehenden Tänzer ließ jetzt auf den hohen Wölbungen der Ringmauern in der heißen, bewegten Atmosphäre dieses sinkenden Julitages eine Reihe feiner Silhouetten auf dem antiken Gestein hervortreten, als hätte eins jener Basreliefs, wie man sie auf den verwitterten Giebeln alter Tempel sieht, Leben gewonnen.

Unten auf der entleerten Tribüne — denn man brach allgemein auf — nahm sich der Tanz über den leeren Stufen noch großartiger aus, und dort fragte der gute Numa seine Frau, indem er ihr zum Schutz gegen die Abendfrische einen kleinen Spitzenshawl über die Schulter warf: „Nun, sag' einmal, ist das nicht schön? — Ist das nicht schön?"

„Sehr schön," erwiderte die Pariserin, die diesmal in der That bis ins Innerste ihrer Künstlernatur ergriffen war.

Und der große Mann von Aps schien auf diese Beifallsbezeigung stolzer zu sein, als auf die lärmenden Huldigungen, mit denen man ihn seit zwei Stunden betäubt hatte.

Zweites Kapitel.

Die Kehrseite eines großen Mannes.

Numa Roumestan war 22 Jahre alt, als er nach Paris kam, um seine in Aix begonnenen Rechtsstudien zu vollenden. Er war zu dieser Zeit ein guter, fröhlicher Junge voll lärmender Lustigkeit, mit einem Gesicht wie Milch und Blut, mit schönen, goldbraunen, stark hervorstehenden Augen, wirrem, schwarzem, dicht gekräuseltem Haar, das ihm gleich einer Mütze von Fischotterfell die halbe Stirne verdeckte. Nicht der Schatten eines Gedankens oder eines ehrgeizigen Strebens war unter diesem überwuchernden Pelzwerk zu entdecken. Ein richtiger Student von Aix, war er äußerst gewandt im Billard und Misti-Spiel, ohne Gleichen, wenn es galt, eine Flasche Champagner auszustürzen oder in den breiten Straßen des alten aristokratischen und parlamentarischen Stadtteils bis morgens drei Uhr mit Fackeln den Katzen nachzujagen, aber ohne sich für irgend etwas zu interessieren, ohne je in eine Zeitung oder in ein Buch zu sehen — durchdrungen von jener kleinstädtischen Einfältigkeit, welche zu allem die Achseln zuckt und ihre Unwissenheit mit der Folie des gesunden Menschenverstandes zu verdecken sucht.

Das „Quartier latin" stachelte seinen Geist ein wenig an, doch war es kaum der Rede wert. Wie alle seine Landsleute bürgerte sich Numa nach seiner Ankunft in Paris im Café Malmus ein, einem hohen, geräuschvollen Lokal, das drei Stockwerke mit großen, breiten Fenstern, gleich denen der Modemagazine zeigte und an der Ecke der Rue du Four-Saint-Germain gelegen war, welche von dem Lärm seiner Billardspieler und dem wilden Gebrüll seiner Kundschaft widerhallte. Der ganze Süden Frankreichs entfaltete sich da in seinen verschiedenen Schattierungen: Die Gascogne, die Provence, Bordeaux, Toulouse, Marseille, Perigord, die Auvergne, Ariége, Ardéche, die Pyrenäen, auffallende, hochtrabende und barbarisch klingende Namen in as, us und ac, Etcheverry, Terminarias, Bentaboulech, La-

boulbène — Namen, die bei der üblichen unbarmherzigen Betonung aus der Mündung eines Gewehres hervorzuspringen schienen, oder sich wie die Explosion einer Pulvermine anhörten. Und welches Großthun, nur um ein wenig Kaffee zu bestellen, welch laut schallendes Gelächter, das an das Abladen eines Steinkarrens erinnerte, welch riesige, unmäßig dichte, rabenschwarze, ins Bläuliche spielende Bärte, die, dem Rasiermesser trotzend, bis an die Augen reichten, sich mit den Augenbrauen vereinigten und aus den breiten, offenen Nüstern und den Ohren als feine Haarlöckchen hervorsahen, die aber dennoch nicht vermochten, die Jugendlichkeit und Unschuld der harmlosen, gutmütigen Gesichter zu verhüllen, die sich unter dieser üppigen Vegetation versteckten.

Von den Vorlesungen abgesehen, denen sie eifrig folgten, verbrachten diese Studenten ihr Leben bei Malmus, wo sie sich nach Provinzen und Kirchspielen in Gruppen um besondre Tische vereinigten, die seit langer Zeit ihre ausschließliche Bestimmung hatten und im Klange ihres Marmors die Herkunft ihrer Gäste zu verraten schienen, gleichwie die Pulte in den Hörsälen die mit dem Messer eingeschnittenen Namen der Kollegbesucher bewahren.

Frauen sah man wenig in dieser Rotte, kaum zwei oder drei in jedem Stockwerk, arme Mädchen, die von ihren Geliebten mit verschämter Miene hergeführt wurden, und die dann den Abend stumm über die großen Mappen mit illustrierten Journalen gebeugt, an der Seite derselben vor einem Glase Bier verbrachten, ohne sich unter dieser Jugend des Südens zurechtfinden zu können, die in der Verachtung des Weiblichen erzogen wird. Bullier*), die beuglants**) und die Abendessen bei der rôtisseuse übten keinen Reiz auf die Musensöhne aus. Sie zogen es vor, bei Malmus zu bleiben, sich in ihrem Kauderwelsch zu unterhalten, vom Café ins Kolleg und von dort an den Mittagstisch zu bummeln.

---

*) Besitzer der „Closerie des Lilas“, eines Tanzlokals in Paris.
**) Studentenkneipen.

Wenn sie die Brücken nach dem rechten Ufer passierten, so geschah es nur, um nach dem „Théâtre français“ zu gehen, wenn ein klassisches Stück gegeben wurde, denn die Klassicität steckt dieser Rasse im Blute; sie begaben sich alsdann in ganzen Trupps dorthin, machten viel Lärm auf der Straße, wenn auch etwas schüchterner als bei Malmus, und kehrten trübsinnig und verwirrt, die Augen von tragischem Staube getrübt, zurück, um noch eine Spielpartie bei halber Beleuchtung und hinter geschlossenen Läden zu machen. Von Zeit zu Zeit wurde bei Gelegenheit eines Examens eine Schmauserei improvisiert und dann duftete es in dem Caféhaus nach Fleischragout mit Knoblauch, nach stinkendem, in den blau angelaufenen Papierhüllen zersetztem Gebirgskäse. Hierauf nahm dann der neue Diplominhaber seine mit Initialen gezierte Pfeife von der Wand und ging ab, sei es als Notar oder als Substitut in irgend ein fernes Nest jenseits der Loire, um in der Provinz von Paris zu erzählen, von diesem Paris, das er zu kennen glaubte, von dessen eigentlichem Leben er aber im Grunde gar nichts wußte.

In dieser verknöcherten Umgebung war es Numa leicht, für ein Genie zu gelten. Zunächst schrie er stärker, als die andern; sodann erschien er überlegen oder wenigstens hervorragend durch seinen außerordentlich lebhaften Sinn für die Musik. Zwei- oder dreimal wöchentlich vergönnte er sich einen Parterresitz im Opernhaus oder im „Théâtre des Italiens“ und kam dann mit einer Unzahl von Recitativen und Opernmelodieen zurück, die er mit einer ziemlich hübschen, wenn auch ganz ungeschulten Bruststimme zum besten gab. Wenn er bei Malmus ankam und sich zwischen den Tischen hindurch theatralisch heranbewegte, indes er irgend ein italienisches Finale ableierte, dann tönte aus allen Etagen der Jubelruf: „Ah, der Künstler!“ und, wie gewöhnlich in bürgerlichen Kreisen, ließ dieses Wort in dem Blicke der Frauen eine schmeichelhafte Neugierde und auf den Lippen der Männer eine gewisse Neigung zu spöttischer Mißgunst zum Vorschein kommen. Dieses künstlerische Renommee verhalf ihm in der Folge zu größerem Einfluß im praktischen

Leben, und noch heute gibt es in der Kammer keine artistische Kommission, keinen Entwurf zur Gründung eines volkstümlichen Opernhauses oder für eine Reform der Gemälde-Ausstellungen, wo der Name Roumestan nicht in erster Linie steht. Das rührt von jenen Abenden her, die er als Student bei den musikalischen Aufführungen in den Theatern verbrachte. Dort nahm er seine sichere Haltung und sein schauspielerisches Wesen an, sowie eine gewisse Dreiviertelswendung, die er machte, um mit der Büffettdame zu sprechen, und welche seine Kameraden derart entzückte, daß sie ausriefen: „Ah, dieser Numa ist doch ein prächtiger Kerl!“...

Im Studieren bekundete er dieselbe Fertigkeit; nur zur Hälfte vorbereitet, denn er war faul und scheute die ruhige Arbeit, bestand er, dank seiner Keckheit und einer gewissen südlichen Schlauheit, die ihn die Professoren-Eitelkeit immer an der richtigen Stelle erfassen ließ, seine Examina doch ziemlich glänzend. Sodann sprach auch sein offener und liebenswürdiger Gesichtsausdruck zu seinen Gunsten und sein Glücksstern leuchtete ihm auf allen Wegen.

Sobald er Advokat geworden war, riefen ihn seine Eltern zurück, da die Bestreitung der, wenn auch bescheidenen Summe, die sie für sein Leben in Paris ausgesetzt hatten, ihnen zu harte Entbehrungen auferlegte. Aber die Aussicht, sich in Aps, jener toten Stadt, die auf ihren alten Ruinen selbst in Staub zu zerfallen drohte, einzuschließen, das Leben in Gestalt eines ewigen Rundgangs in dieser Stadt und einiger Plaidoyers in Prozessen um streitige Grenzmauern bot wenig Verlockendes für den Provençalen, dessen Vorliebe für das bewegte Leben und den Geist von Paris im Grunde einem ungemessenen Ehrgeiz entsprang. Mit großer Mühe erwirkte er noch zwei Jahre, um sich für das Doktorat vorzubereiten, und als diese verstrichen waren, machte er in dem Augenblicke, als ihm der unwiderrufliche Befehl zur Rückkehr in die Heimat zukam, im Hause der Herzogin von San-Donnino bei einer jener musikalischen Festlichkeiten, zu welchen er dank seiner hübschen Stimme und seinen künstlerischen Beziehungen zugezogen wurde, die Bekanntschaft Sagniers, des großen Sagnier, des legitimistischen Advokaten, Bruders

der Herzogin, der ein leidenschaftlicher Musikfreund war, und den er durch seinen, in der Monotonie des Lebens der feinen Welt auffallenden Schwung und durch seinen Enthusiasmus für Mozart hingerissen hatte. Sagnier bot ihm an, ihn als vierten Sekretär in sein Büreau zu nehmen. Der Gehalt war unbedeutend, aber er trat damit in das erste Pariser Advokatenbüreau ein und kam in Geschäftsbeziehungen zu der feinen Welt des Faubourg St. Germain und zu den Mitgliedern der Kammer. Unglücklicherweise bestand der alte Roumestan darauf, ihm den Lebensunterhalt zu entziehen, um so den einzigen Sohn, den sechsundzwanzigjährigen Advokaten, der nun im stande war, sein Brot selbst zu verdienen, durch Hunger zur Heimkehr zu nötigen. Da legte sich Malmus, der Cafetier, ins Mittel.

Er war ein wunderlicher Kauz, dieser Malmus, ein dicker, mit Asthma behafteter, blasser Mann, der sich vom einfachen Cafékellner zum Eigentümer eines der größten Etablissements von Paris emporgearbeitet hatte und zwar durch Kredit und Wucher. Früher pflegte er den Studenten Geld vorzustrecken, das er sich dreifach ersetzen ließ, wenn deren Wechsel eintrafen. Da er nur dürftig lesen und gar nicht schreiben konnte, und das Geld, das er vorschoß, auf dem Kerbholz markierte, wie er es von den Bäckergehilfen in Lyon, seinen Landsleuten, gesehen hatte, so konnte er sich niemals in seinen Rechnungen irren, und überhaupt gewährte er seinen Kredit nur sicheren Leuten. Später, als er reich geworden war und an der Spitze des Hauses stand, in dem er fünfzehn Jahre hindurch die Kellnerschürze getragen hatte, da vervollkommnete er sein Geschäft, indem er es ganz auf Kreditgewährung basierte, derart, daß am Schluß des Tages die drei Kassen seines Caféhauses leer waren, wogegen er mit jenen famosen, im Pariser Geschäftsleben so beliebten, fünffach markierenden Federn endlose Reihen von „Bocks", d. h. Gläsern Bier, Kaffees, Liqueurs ꝛc. in seine Schuldbücher eintrug. Die Berechnung des guten Mannes war einfach: er ließ dem Studenten sein Taschengeld, sein ganzes Pensionsgeld, kreditierte ihm Essen und Trinken und einzelnen Bevorzugten sogar ein Zimmer in seinem Hause. Während der ganzen Studien-

zeit verlangte er keinen Sou und ließ Kapital nebst Zinsen zu beträchtlichen Summen anwachsen; doch geschah das nicht blindlings, nicht ohne Umsicht; vielmehr verbrachte er zwei Monate im Jahre, die Ferienmonate, mit Reisen in die Provinz, um sich über das Befinden der Eltern und über die Familienverhältnisse zu unterrichten, so sehr ihm auch sein Asthma zu schaffen machte, wenn er die Gipfel der Cevennen erkletterte und in die Thäler der Languedoc herunterhumpelte. In den entlegensten Ortschaften sah man den am Zipperlein Leidenden geheimnisvoll umherziehen und mißtrauisch unter den schweren Augenlidern des ehemaligen Nachtkellners hervorblicken. Er blieb meist zwei Tage an einem Ort, besuchte den Notar und den Exekutor, musterte über die Mauern hinweg das kleine Besitztum oder die Fabrik seines Kunden, resp. seiner Angehörigen und dann hörte und sah man nichts mehr von ihm.

Was er in Aps erfuhr, gab ihm volles Vertrauen zu Roumestan. Der Vater, ein ehemaliger Spinnereibesitzer, durch allerlei Spekulationen und fehlgeschlagene Erfindungen ruiniert, lebte bescheiden als Inspektor einer Versicherungsgesellschaft; aber seine Schwester, Madame Portal, die kinderlose Witwe eines reichen Gerichtsbeamten, mußte ihr ganzes Vermögen ihrem Neffen hinterlassen, folglich legte Malmus großen Wert darauf, diesen in Paris festzuhalten: „Treten Sie nur bei Sagnier ein," sagte er zu ihm, „ich werde Ihnen zur Seite stehen!" Da der Sekretär eines angesehenen Mannes nicht wie ein Student wohnen konnte, so richtete er ihm eine kleine Junggesellenwohnung auf dem Quai Voltaire nach dem Hofe zu ein, und sorgte für die Miete und das Kostgeld. So trat der künftige Parteiführer mit allem äußern Anschein eines sorglosen Lebens, im Grunde aber furchtbar ärmlich, ohne Geld und Gut in den Kampf ums Dasein ein. Indessen gelangte er durch Sagniers Freundschaft zu glänzenden Bekanntschaften und ward im Faubourg empfangen. Aber seine Erfolge in diesen Kreisen, die Einladungen, die er in Paris sowohl wie auf das Land während der Sommersaison erhielt, vermehrten nur seine Ausgaben, denn da galt es, geschniegelt und gebügelt zu erscheinen. Die Tante Portal kam ihm auf

seine wiederholten Gesuche wohl etwas zu Hilfe, aber mit Vorsicht und Kargheit, indem sie jede Sendung mit langen drolligen Episteln und biblischen Drohungen gegen das verderbte Paris begleitete. Die Lage war auf die Dauer nicht haltbar.

Nach Ablauf eines Jahres suchte Numa nach etwas anderem, zumal Sagnier unermüdliche und flinke Arbeiter haben mußte, und Roumestan ihm in dieser Hinsicht nicht genügte. Der Südländer war von einer unüberwindlichen Trägheit und entsetzte sich besonders vor der Ausdauer erfordernden, bedächtigen Büreauarbeit. Die Aufmerksamkeit, die Fähigkeit, sich in einen Gegenstand zu vertiefen, ging ihm gänzlich ab. Das lag an der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, an dem ewigen Emporschäumen neuer Ideen, an jener Beweglichkeit des Geistes, die sogar in seiner sich nie gleichbleibenden Schrift zum Ausdruck gelangte. Sein ganzes Wesen war nach außen gerichtet, und wenn er sprach, so glich er in Stimme und Gebärden einem Heldentenor.

„Wenn ich nicht spreche, denke ich auch nicht," sagte er sehr offenherzig, und so war es. Das Wort entsprang bei ihm nicht der Kraft des Gedankens, sondern eilte vielmehr diesem voran und rief durch seinen rein mechanischen Klang denselben erst wach. Er war oft selbst erstaunt und erbaut zugleich über dieses Aufeinandertreffen von Worten und Gedanken, die in irgend einem Winkel seines Gedächtnisses versteckt lagen und welche er nun mittels des Wortes auffand, zusammenraffte und zu Schlüssen ordnete. Indem er sprach, kam eine gewisse Empfindsamkeit zum Vorschein, welche ihm selbst neu war, der Klang seiner eignen Stimme rührte ihn und konnte ihm bisweilen so zu Herzen gehen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten. Das waren unstreitig Eigenschaften eines Redners; aber er hatte keine Ahnung davon, da ihm bei Sagnier keine Gelegenheit geboten worden war, sich derselben zu bedienen. Gleichwohl wurde der einjährige Aufenthalt bei dem großen legitimistischen Advokaten entscheidend für seine Laufbahn. Er lernte eine eigne Meinung haben und Partei ergreifen, bekam Geschmack an der Politik und eine gewisse Begierde nach Reichtum und Ruhm. Der Ruhm stellte sich zuerst ein.

Einige Monate nachdem er bei seinem Gönner ausgetreten war, verschaffte ihm der Titel „Sekretär Sagniers“ — welchen er mit demselben Recht führte, wie jene Schauspieler „von der Comédie française“ den ihren, weil sie vielleicht zweimal dort aufgetreten sind, — die Verteidigung einer kleinen legitimistischen, in der feinen Welt sehr verbreiteten Zeitung „Le Furet“ (das Frettchen). Er führte dieselbe mit viel Erfolg und Glück. Ohne sich vorbereitet zu haben, die Hände in den Taschen, sprach er zwei Stunden lang mit ungewöhnlichem Feuer und so viel gutem Humor, daß er die Richter zwang, ihn bis zu Ende zu hören. Sein Accent, das schreckliche Schnarren, dessen er sich dank seiner Trägheit nie hatte entledigen können, erhöhten das Beißende seiner Ironie. Es lag eine eigne Kraft in dem Rhythmus dieser südländischen, theatralischen und zugleich familiären Beredsamkeit, welche sich besonders durch die lichtvolle Klarheit auszeichnete, die man in den Werken der Südländer, gleichwie in ihren bis auf den Grund durchsichtigen Landschaften findet.

Natürlich wurde das Blatt verurteilt und hatte mit Geld- und Gefängnisstrafen den großen Erfolg des Advokaten zu bezahlen — ähnlich, wie in gewissen Stücken, die Fiasko machen und den Verfasser und Theaterdirektor zu Grunde richten, ein einzelner Schauspieler seinen Ruf begründet. Der alte Sagnier, der gekommen war, um ihn zu hören, umarmte ihn öffentlich vor Gericht. „Lassen Sie sich als großen Mann begrüßen, mein lieber Numa,“ sagte er zu ihm, ein wenig überrascht, ein solches Falkenei ausgebrütet zu haben. Am meisten erstaunt aber war Roumestan selbst, der wie aus einem Traum erwachte und dem seine Worte gleich einem Echo in den Ohren fortsummten, während er ganz betäubt die breiten Stufen des Justizpalastes herunterschritt.

Nach diesem Erfolg, nach dieser öffentlichen Huldigung, einem Platzregen von ehrenden Zuschriften und dem neidischen Lächeln seiner Kollegen konnte der junge Advokat annehmen, seine Praxis sei begründet, und wartete nun geduldig auf die Geschäfte in seinem Büreau, auf dem Hofe und vor dem dürftigen, einsamen Feuer, das sein Portier ihm besorgte,

der Dinge, die da kommen sollten; aber es kam nichts, als einige neue Einladungen zum Diner und eine hübsche Bronzefigur von Barbedienne, als Geschenk seitens der Redaktion des „Furet“.

Der neue „große Mann“ sah die gleichen Schwierigkeiten, die gleiche Unsicherheit bezüglich seiner Zukunft vor sich wie bisher. Ja, diese sogenannten freien Gewerbe, die ihre Kundschaft nicht rufen, nicht heranlocken können, haben einen schweren Anfang, bevor sie es so weit bringen, daß in ihrem kleinen, auf Kredit erhaltenen Wartezimmer mit den geborgten, schlecht gepolsterten Möbeln und der mit symbolischen Darstellungen verzierten, zwischen abgenützten Armleuchtern aufgestellten Wanduhr sich eine Schar ernsthafter und zahlender Kunden einstellt. Roumestan sah sich genötigt, in den legitimistischen und katholischen Kreisen juridische Lektionen zu erteilen, aber diese Arbeit schien ihm nach den Erfolgen, die er bereits errungen, und den Lobeserhebungen, mit denen sein Name in den Blättern der Partei prangte, unter seiner Würde.

Was ihn noch trauriger stimmte und ihn sein Elend so recht fühlen ließ, das war der Mittagstisch, den er notgedrungen immer noch bei Malmus aufsuchen mußte, wenn er nicht anderweitige Einladungen erhielt oder seine Börse ihm den Besuch seiner Restaurants nicht gestattete. Dieselbe Büffettdame saß dort noch immer zwischen denselben Punschbowlen, derselbe Ofen knisterte noch immer in der Nähe des Pfeifenschrankes und der Lärm, die verschiedenen Mundarten und die schwarzen Bärte aus allen Gegenden des Südens trieben ihr Wesen noch ganz wie früher; aber Numas Generation war verschwunden, und er betrachtete die jetzige mit der Voreingenommenheit, mit welcher ein gereifter Mann ohne Stellung auf die Jugend blickt, die ihn zu verdrängen droht. Wie hatte er nur inmitten eines so läppischen Kreises leben können? Sicherlich waren die Studenten von ehemals nicht so albern gewesen. Ihre Bewunderung sogar, ihr pudelartiges Herumwedeln um ihn als den bekannten Mann war ihm unerträglich. Während er speiste, setzte sich der auf seinen Kostgänger nicht wenig stolze Cafetier neben ihn auf

den roten, abgenützten Diwan, den er mit seinem Stickhusten erschütterte, indes sich am nächsten Tische ein großes mageres Frauenzimmer niederließ, die einzige Erscheinung, die noch von ehemals geblieben war, eine knöcherne Gestalt, deren Jahre sich nicht berechnen ließen. Derselben war von einem gutmütigen Burschen, der sich inzwischen in seiner Heimat verheiratet hatte, ein Kredit bei Malmus eröffnet worden. Seit so viel Jahren immer an derselben Stelle grasend, wußte das arme Geschöpf nichts von der Außenwelt, auch nichts von den Erfolgen Roumestans und sprach mit ihm im Tone des Mitleids, wie mit einem Zurückgebliebenen, einem Nachzügler aus demselben Jahrgang wie sie.

„Nun, Alterchen, geht alles nach Wunsch?“ sagte sie „... Du weißt, Pompon hat geheiratet ... Laboulbène hat seine Stelle gewechselt und ist Staatsanwaltsgehilfe in Caen geworden.“ Roumestan antwortete kaum; er würgte doppelte Bissen hinunter und fühlte, indem er durch die vom Lärm der Bierwirtschaften widerhallenden Straßen des Viertels hinwegeilte, so recht die Bitterkeit einer verfehlten Existenz, und eine große Entmutigung bemächtigte sich seiner.

Einige Jahre waren in dieser Weise verstrichen und sein Name gewann an Bedeutung und Ansehen, ohne daß es ihm praktischen Vorteil gebracht hätte, als ihm eines Tages die Verteidigung eines Kaufmanns zu Avignon übertragen wurde, welcher politisch anstößige Halstücher hatte verfertigen lassen. Auf denselben war Graf Chambord, umgeben von irgend einer Deputation abgebildet, zwar in schlechtem Druck und deshalb in kaum erkennbaren Umrissen, aber unvorsichtigerweise durch ein H. V. inmitten eines Wappens auffällig hervorgehoben. Roumestan spielte seine Rolle vorzüglich und zeigte sich entrüstet darüber, daß man in jener Zeichnung eine politische Anspielung erblicken wollte. Das H. V. auf den inkriminierten Halstüchern bedeute nicht Henri V., sondern einfach Horace Vernet, der hier als Vorsitzender einer Ausschußsitzung der Akademie dargestellt sei!

Dieser gewagte Scherz fand großen Beifall und Roumestan erzielte damit einen lokalen Erfolg, der wichtiger für ihn wurde als alle Pariser Reklamen, vor allem aber ihm die

thatkräftige Sympathie der Tante Portal errang. Dieselbe trat zunächst in Gestalt einer Sendung von Olivenöl, weißen Melonen und einer Menge andrer Vorräte zu tage, wie Feigen, spanischem Pfeffer, Makronen, Brustbeeren, Azerolen, Johannisbrot und sonstiger Näschereien, welche die alte Dame liebte, während der Advokat sie in der Ecke eines Schrankes verfaulen ließ. Etwas später kam ein Brief, dessen grobe mit dem Gänsekiel ausgeführten Schriftzüge ganz dem derben Ton und der drolligen Ausdrucksweise der Tante entsprachen, während das Fehlen aller Interpunktion und das rasche Ueberspringen von einer Idee zur andern die Verworrenheit ihrer Gedanken verriet.

Numa glaubte indessen herauszufinden, daß die gute Frau ihn mit der Tochter eines Appellationsgerichtsrats von Paris, Herrn Le Quesnoi, verheiraten wollte, dessen Frau — eine geborne Soustelle aus Aps — mit ihr zusammen bei den barmherzigen Schwestern von La Calade erzogen worden war. . . . Großes Vermögen . . . ein hübsches, tüchtiges junges Mädchen, dessen Wesen zwar etwas kalt und spröde war, was sich aber mit der Verheiratung schon geben würde. Und was würde Tante Portal ihrem Numa mitgeben, wenn diese Heirat zu stande käme? Hunderttausend Franken in guter, klingender Münze am Tage der Hochzeit! . . .

Unter dieser eigentümlichen Ausdrucksweise bot sich hier ein ernster Antrag, und zwar so ernstgemeint, daß Numa zwei Tage darauf von der Familie Quesnoi eine Einladung zum Diner erhielt. In etwas erregter Stimmung leistete er derselben Folge. Der aus Valenciennes stammende alte Ratsherr, dem er oft im Justizpalast begegnete, gehörte zu den Menschen, die einen tieferen Eindruck auf ihn machten. Groß, schlank, mit krankhaft blassem, stolzem Gesichte, durchdringend forschendem Blicke und einem Mund, der wie versiegelt schien, wirkte er in seiner ganzen nordischen Kälte beklemmend auf Roumestan, welcher in ihm eine uneinnehmbare Festung zu erblicken meinte. Die hohe Stellung, die er seinen verdienstvollen Werken über das Strafrecht, seinem großen Vermögen und der strengen Ehrbarkeit seines

Lebens verdankte — eine Stellung, die noch bedeutender gewesen wäre ohne die Selbständigkeit seiner Gesinnung und die menschenscheue Abgeschlossenheit, welche er seit dem Tode eines nur zwanzig Jahre alt gewordenen Sohnes beobachtete. All diese Umstände zogen vor den Augen des Südländers vorüber, als er an einem Septemberabend des Jahres 1865 die breite, mit einem prächtigen Geländer gezierte Steintreppe des Hotels Le Quesnoi, eines der ältesten vom Place Royale, hinaufstieg.

Der große Salon, in den man ihn führte, die Feierlichkeit der hohen Zimmerdecken, an welche die Thürpfeiler mit ihrer leichten Malerei heranreichten, die lang herunterhängenden orange und fahlrot gestreiften schweren Damastvorhänge an den offenen Fenstern, von welchen man auf einen altertümlichen Balkon und eine ganze rosafarbene Ecke von ziegelartig bemalten Gebäuden des Platzes sah — alles dies war nicht geeignet, den erhaltenen Eindruck zu verwischen. Aber der Empfang bei Madame Le Quesnoi benahm ihm alsbald jede Beklommenheit. Diese kleine, eingemummte, vom Rheumatismus, an dem sie litt, seit sie in Paris wohnte, darniedergedrückte Frau mit dem traurigen und gutmütigen Lächeln, hatte ihren Accent, die Gebräuche ihrer lieben südlichen Heimat und die Liebe zu allem, was sie an diese erinnerte, treu bewahrt. Sie lud Roumestan ein, sich in ihre Nähe zu setzen, und sagte, indem sie ihn im Zwielichte zärtlich betrachtete: „Ganz das Ebenbild Evelinas.“ Dieser Vorname der Tante Portal, den Numa viele Jahre nicht mehr gehört hatte, berührte ihn wie eine Erinnerung aus seiner Kindheit. Seit langer Zeit wünschte Madame Le Quesnoi den Neffen ihrer Freundin kennen zu lernen, aber es war bisher zu unbehaglich und düster bei ihnen gewesen, ihre Trauer hatte sie zu sehr von der Welt und vom Leben abgeschlossen. Jetzt erst hatten sie sich entschlossen, wieder hie und da jemand bei sich zu sehen, nicht als ob ihr Schmerz nachgelassen hätte, aber aus Rücksicht auf ihre Töchter, auf die ältere besonders, die bald ins zwanzigste Jahr eintrat; und indem sie sich dem Balkon zuwandte, auf welchem man jugendliches Lachen vernahm, rief

sie: „Rosalie ... Hortense ... kommt doch her ... Herr Roumestan ist da!"

Zehn Jahre nach diesem Abend rief er sich die liebliche ruhige Erscheinung ins Gedächtnis zurück, wie sie im Rahmen des hohen Fensters, vom milden Licht der untergehenden Sonne beschienen, dastand, sich die durch das Spiel der jüngeren Schwester in Unordnung geratenen Haare zurecht strich und dann mit klarem, offenem Blicke, ohne die geringste Ziererei oder Verlegenheit zu ihm trat.

Er fühlte sich sogleich vertrauensvoll zu ihr hingezogen. Ein- oder zweimal jedoch, während des Diners, glaubte Numa im Laufe des Gesprächs in dem Ausdruck des schönen, scharfgeschnittenen Kopfes mit dem klaren Teint einen flüchtigen hochmütigen Zug zu bemerken, ohne Zweifel jenes spröde, kalte Wesen, von dem Tante Portal gesprochen und welches Rosalie von ihrem Vater geerbt hatte. Aber die kleine Verzerrung des Mundes, die Kälte ihres Blickes ging rasch in eine wohlwollende Aufmerksamkeit und den unverhohlenen Ausdruck freudiger Ueberraschung über. In Paris geboren und erzogen, hatte Mademoiselle Le Quesnoi stets einen entschiedenen Widerwillen gegen den Süden empfunden, dessen Sprache, Sitten und Natur, wie sie solche auf ihren Ferienreisen flüchtig kennen gelernt hatte, ihr gleichermaßen zuwider waren. Es war das eine Art von eingebornem Rassebewußtsein und ein Gegenstand zärtlichen Streites zwischen Mutter und Tochter.

„Nie werde ich einen Mann aus dem Süden heiraten," hatte Rosalie lachend gesagt und sich dabei als Typus einen plumpen, lärmenden, nichtssagenden Tenoristen der Oper oder einen Weinreisenden aus Bordeaux mit regelmäßigen, ausdrucksvollen Zügen vorgestellt. Roumestan näherte sich wohl ein wenig dieser deutlichen Vorstellung der spöttischen Pariserin; aber das Feuer, der Wohlklang seiner Rede übten an jenem Abend inmitten der harmonischen Umgebung eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus und verliehen seinem Gesichte einen idealen, veredelten Ausdruck. Nachdem die beim Kaviar und sonstigen Nebengerichten unvermeidlichen halblauten Redensarten von einem Tischnachbarn zum

andern ihr Ende erreicht hatten und die Unterhaltung eine allgemeine geworden war, sprach man von den letzten Festen in Compiègne und jenen Jagdmaskeraden, bei welchen die Eingeladenen als Kammerherren und Hofdamen Ludwigs XV. erschienen waren. Numa, der die liberalen Anschauungen des alten Le Quesnoi kannte, gab eine glänzende, beinahe prophetische Improvisation zum besten, in welcher er jenen Hof als einen Cirkus darstellte: Kunstreiterinnen und Stallknechte jagen unter einem gewitterschweren Himmel dahin und stürzen sich inmitten der Blitze und des fernher rollenden Donners mit todbringenden Waffen auf das Wild. Hierauf, im vollen Jubel des Festes, die hereinbrechende Sündflut, deren Wasser die Rufe der Jagenden verschlingen, indes die ganze monarchische Maskerade in einem Sumpfe von Blut und Kot zu Grunde geht! . . .

Vielleicht war die Darstellung nicht ganz neu, vielleicht hatte sich Roumestan damit schon anderweitig versucht. Aber noch nie hatte sein Schwung, sein Ausdruck sittlicher Entrüstung die Begeisterung wachgerufen, wie sie plötzlich in dem glänzenden und innigen Blicke, der sich jetzt auf ihn richtete, sichtbar wurde, während das sanftmütige Antlitz der Madame Le Quesnoi in boshaftem Lächeln aufleuchtete und ihre Tochter zu fragen schien: „Nun, wie findest du ihn, den Mann des Südens?"

Rosalie war hingerissen. Ihre ganz nach innen gerichtete Natur erlag unter der Macht dieser Stimme, dieser hochherzigen Ideen, welche so gut zu ihrer jugendlichen Begeisterung für Freiheit und Gerechtigkeit stimmten. Gerade wie die Frauen, welche im Theater den Sänger stets mit seiner Arie, den Schauspieler mit seiner Rolle verwechseln, vergaß sie hier den Anteil, den sie auf Rechnung des Virtuosen zu setzen hatte. O hätte sie gewußt, wie nichtssagend im Grunde diese Advokatenphrasen waren, wie wenig ihn die Hoffeste von Compiègne berührten, und daß es bloß einer mit dem kaiserlichen Stempel versehenen Einladung bedurft hätte, um ihn zur Teilnahme an jenen Jagdaufzügen zu bestimmen, wo seine Eitelkeit, seine Genußsucht und sein Geschmack für die Komödie volle Befriedigung gefunden haben würden!

Sie aber stand ganz unter seinem Zauber. Der Tisch schien ihr größer geworden zu sein, die abgespannten und schläfrigen Gesichter einiger Tischgenossen, von denen einer der Präsident der Kammer, der andre ein Arzt aus der Nähe war, verklärten sich in ihren Augen, und als man in den Salon trat, strahlte ihr der seit dem Tode ihres Bruders zum erstenmal angezündete Kronleuchter warm und blendend wie eine wirkliche Sonne entgegen. Die Sonne war Roumestan. Er belebte die majestätischen Räume, verjagte die Trauer und die in allen Ecken kauernde Düsterheit, den Hauch von Traurigkeit, der in den alten Wohnungen lagert, er gab den großen Spiegeln mit den geschliffenen Kanten ihren einstigen Glanz zurück und erweckte die köstlichen, über den Thüren befindlichen Malereien aus hundertjährigem Schlaf zu neuem Leben.

„Sie lieben die Malerei, mein Herr?"

„Oh! Und wie ich sie liebe, mein Fräulein!" . . .

Die Wahrheit war, daß er nichts davon verstand; aber er hatte für diese wie für jede andre Gelegenheit einen ganzen Vorrat von immer passenden Phrasen in Bereitschaft, und während man die Spieltische zurechtsetzte, diente ihm die Malerei als Vorwand, um ungestört mit dem jungen Mädchen zu plaudern, indem er die altertümlichen Ausschmückungen des Plafonds und einige Gemälde von berühmten Meistern betrachtete, die an dem wunderbar erhaltenen Täfelwerk aus der Zeit Ludwig XIII. aufgehängt waren. Von den beiden war Rosalie die wirkliche Kunstkennerin. In einer intelligenten und kunstsinnigen Umgebung aufgewachsen, versetzte sie der Anblick eines schönen Gemäldes oder einer außergewöhnlichen Bildhauerarbeit in eine ganz besondre, fieberhafte Aufregung, wenngleich sie diese mehr empfand, als zum Ausdruck brachte, teils infolge einer großen natürlichen Zurückhaltung, teils im Hinblick auf jene falschen Huldigungen der Alltagswelt, die der wahren Bewunderung verbieten, sich zur Schau zu stellen. Wenn man sie übrigens beisammen sah und die sichere hochtrabende Beredsamkeit, sowie die berufsmäßigen Gestikulationen des Advokaten gegenüber dem aufmerksamen, gesammelten Wesen Rosaliens verfolgte, so

hätte man glauben können, irgend einen berühmten, seinen Schüler unterrichtenden Meister vor sich zu haben.

„Mama, kann man in dein Zimmer eintreten? . . . Ich möchte dem Herrn das Jagdgemälde zeigen.“

Am Whisttische warf die Mutter demjenigen, den sie mit einem Tone unaussprechlicher Entsagung und Ergebung „Herrn Le Quesnoi“ nannte, einen verstohlenen, fragenden Blick zu und willigte dann auf einen leichten Wink des Rates hin, der die Sache für statthaft erklärte, auch ihrerseits ein. Sie durchschritten einen engen Gang, dessen Wände mit Büchern besetzt waren, und befanden sich nun im Schlafgemach der Eltern, das majestätisch und altehrwürdig, wie der Empfangssalon, sich den Eintretenden darbot. Die eine Jagd vorstellende Wandmalerei befand sich über einer kleinen, mit feiner Holzschnitzerei verzierten Thür.

„Man kann nichts sehen,“ sagte das junge Mädchen.

Sie erhob den zweiarmigen Leuchter, den sie von einem Spieltisch genommen hatte, und mit hochaufgerichtetem Oberkörper, die Hand hoch emporhaltend, beleuchtete sie das Gemälde, das eine Diana mit der Mondsichel auf der Stirne, umgeben von ihren Jagdgenossinnen, in einer elysäischen Landschaft darstellte. Aber in dieser Stellung einer Canephora mit dem doppelten Flammenschein über ihrem schlicht gescheitelten Haar, mit den leuchtenden Augen und dem stolzen Lächeln, mit der beschwingten Geschmeidigkeit ihrer jungfräulichen Gestalt glich sie mehr einer Diana, als die Göttin selbst. Roumestan betrachtete sie und, hingerissen vom Zauber dieser keuschen Anmut, dieser reinen Jugend, vergaß er, wer sie war und was er hier gewollt — seine Träume von Reichtum und Ruhm. Wie wahnsinnig erfaßte ihn die Begierde, diese geschmeidige Gestalt in seinen Armen zu halten, diese feinen Haare, deren zarter Wohlgeruch ihn betäubte, zu küssen, dieses schöne Kind zu erobern, um in ihm die Wonne und das Glück seines ganzen Lebens zu finden, und ein bestimmtes Etwas sagte ihm, daß, wenn er es versuchen wollte, sie es geschehen lassen würde und ihm zu eigen wäre, daß er sie am ersten Tage besiegt und erobert habe. Flamme und Sturmwind des Südens, euch widersteht man nicht.

Drittes Kapitel.

Die Kehrseite eines großen Mannes.

Fortsetzung.

Wenn es je zwei Wesen gab, die schlecht füreinander paßten, so waren es diese beiden. Ihre Neigungen, ihre Erziehung, ihre Gemütsart waren eben so verschieden, wie ihre Abstammung und ihre Ansichten, es war Norden und Süden, die sich in ihnen unversöhnlich und ohne Hoffnung, sich je auszugleichen, gegenüberstanden. Die Leidenschaft lebt von diesen Gegensätzen und lacht im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, wenn man sie auf dieselben aufmerksam macht; aber im Laufe des alltäglichen Daseins, bei der einförmigen Wiederkehr der Tage und Nächte unter demselben Dache zerstreut sich der Nebel jener Trunkenheit, in welcher die Liebe besteht, und man beginnt sich zu betrachten, man beurteilt sich.

Das Erwachen stellte sich in der neuen Haushaltung nicht unmittelbar ein, wenigstens nicht für Rosalie. Scharfsichtig und verständig in jeder andern Hinsicht, blieb sie Numa gegenüber lange verblendet, ohne zu begreifen, wie sehr sie ihm überlegen war, während er bald wieder zur Besinnung kam. Das Feuer des Südens verfliegt um so rascher, je heftiger es aufflackert. Zudem ist der Südländer so sehr von dem geringeren Wert der Frau überzeugt, daß er alsbald nach seiner Verheiratung, seines Glückes sicher, als Herr, als Pascha auftritt, die Liebe wie eine Huldigung entgegennimmt, und das schon mehr als genügend findet. Denn schließlich nimmt es Zeit, geliebt zu werden, und Numa war infolge der neuen Lebensweise, die ihm seine Heirat, sein großes Vermögen und die hohe Stellung auferlegte, welche er als Schwiegersohn Le Quesnois im Justizpalaste einnahm, sehr in Anspruch genommen.

Die hunderttausend Franken der Tante Portal hatten dazu gedient, Malmus sowie die Einrichtung seiner Junggesellenwohnung zu bezahlen und den Schleier der Vergessen-

heit über die qualvolle, nie endenwollende Zeit seines Junggesellenlebens zu werfen. Und wie süß erschien ihm nicht der Uebergang von dem bescheidenen Mahle auf der abgenützten Samtbank neben dem asthmatischen Cafetier in den Speisesaal der Rue Scribe, wo er bei den üppigen Diners, die er zu Ehren der Spitzen der Advokaten- und Sängerzunft veranstaltete, seiner vornehmen kleinen Pariserin gegenüber den Vorsitz führte. Unser Provençale war ein Freund von großartigem Leben, von Tafelgenüssen und äußerem Prunk, besonders aber im eignen Hause, mit der Würze jener Unmittelbarkeit und Ungebundenheit, welche das Rauchen und eine prickelnde Unterhaltung zuläßt. Rosalie schickte sich in alles, sie bequemte sich dazu, immer offenes Haus und gedeckten Tisch zu halten, zehn, fünfzehn Gäste jeden Abend zu haben, und zwar nichts als Männer, schwarze Röcke, unter denen ihr helles Kleid seltsam abstach, bis zu dem Augenblicke, wo der Kaffee aufgetragen, die Kistchen mit Havannacigarren geöffnet wurden, und sie vor den politischen Gesprächen und der ungezügelten Lachlust, welche den Schluß eines Junggesellendiners zu bilden pflegen, das Feld räumte.

Nur eine Hausfrau weiß, was ein derartiger täglicher Aufwand für heimliche Mühe und verwickelte Schwierigkeiten verursacht. Rosalie unterzog sich diesen Qualen ohne eine Klage, sie war nach Kräften bestrebt, Ordnung in dieses zügellose Leben zu bringen, und ergab sich in das aufregende Treiben ihres schrecklichen großen Mannes, der sie im Wirbelwind seines eignen Ungestüms mit fortriß, zuweilen aber doch, selbst in der Hitze des Gefechtes ein freundliches Wort für seine niedliche Frau fand. Sie bedauerte nur eins, nämlich, daß sie ihn zu wenig für sich allein besaß. Selbst beim Frühstück, bei jenem zeitigen Gabelfrühstück der Advokaten, welchem die Gerichtsverhandlung auf den Fersen folgt saß stets ein Dritter zwischen ihnen, jener Begleiter, dessen der Mann des Südens sich nie entschlagen konnte, jener Unentbehrliche, der für seine Gedankensprünge stets die nötige Antwort hatte, der Arm, auf den er sich selbstgefällig stützte und dem er seine zu schwere Mappe anvertraute, wenn er nach dem Justizpalaste ging.

Ach, wie gerne hätte sie ihn über die Seinebrücke hinüberbegleitet, wie glücklich wäre sie gewesen, an regnerischen Tagen ihn in ihrem kleinen zweisitzigen Wagen zu erwarten und bei dem zitternden Tageslicht, das durch die angelaufenen Fensterscheiben fiel, dicht aneinander gedrängt, mit ihm nach Hause zu fahren. Aber sie wagte gar nicht mehr, ihn darum zu bitten, denn sie wußte nur zu gut, daß er einen Vorwand fand, sich ihr zu entziehen — ein Stelldichein in der Wartehalle des Justizpalastes, mit einem jener dreihundert Vertrauten, von denen der Südländer zu sagen pflegte: „Er vergöttert mich . . . er geht für mich durchs Feuer . . .“ Und das war es, was er unter Freundschaft verstand. Im übrigen zeigte er sich nichts weniger als wählerisch in betreff seines persönlichen Umgangs. Sein leichter Sinn, die Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit seiner Neigungen warfen ihn dem ersten Besten in die Arme und zogen ihn ebenso schnell wieder von demselben ab. Alle acht Tage eine leidenschaftliche Laune, ein Name, der in allen Redewendungen wiederkehrte und den Rosalie sorgfältig zu jeder Mahlzeit auf die kleine hübsch verzierte Speisekarte schrieb, der aber dann plötzlich wieder verschwand, als wäre die Persönlichkeit des Betreffenden ebenso hinfällig, ebenso leicht verwischbar befunden worden, wie die Malerei der kleinen Karte.

Unter all diesen Freunden hielt nur ein einziger stand, weniger ein Freund, als ein Jugendgespiele, denn Roumestan und Bompard waren in derselben Straße geboren. Derselbe gehörte sozusagen mit zum Hause, und die junge Frau fand ihn sofort bei ihrer Verheiratung wie ein Familienmöbel am Ehrenplatze installiert. Nie fehlte diese hagere Gestalt mit dem Palikarenkopf und der großen Adlernase, mit Augen, die wie Achatkugeln in der gelben, in kleine Fältchen gepreßten Haut seines Gesichtes saßen, einer Art Cordovaleder von jenen Runzeln durchfurcht, denen man bei alten Gecken, bei Clowns, kurz, bei all den Gesichtern begegnet, die zu beständigen Verzerrungen genötigt sind. Und doch war Bompard nie Schauspieler gewesen. Nur kurze Zeit hatte er als Chorist im Théâtre des Italiens gesungen, und dort war ihm Numa wieder begegnet. Von dieser Thatsache abgesehen, ließ sich

durchaus nichts Näheres über diese verschwommene Existenz angeben. Er hatte alles gesehen, hatte sich in allen Berufsarten versucht und war überall gewesen. Man konnte vor ihm von keinem berühmten Manne, von keinem außerordentlichen Ereignisse sprechen, ohne daß er versicherte: „Das ist ein Freund von mir“ . . . oder: „Ich bin dabei gewesen, . . . ich komme eben davon her.“ Und zum Beweise folgte dann sogleich eine Geschichte.

Wenn man seine Erzählungen aneinander reihte, kam man zu ganz erstaunlichen Ergebnissen: Bompard hatte in einem und demselben Jahre eine Compagnie polnischer und tscherkessischer Deserteure bei der Belagerung von Sebastopol befehligt, die Kapelle des Königs von Holland dirigiert und mit der Schwester des letzteren auf sehr gutem Fuß gestanden, was ihm sechs Monate Festung im Haag einbrachte, ihn aber nicht verhinderte, in derselben Zeit inmitten der afrikanischen Wüste von Laghouat bis Gadamès vorzudringen. All das wurde mit einem stark südländischen Accent in feierlichem Tone, mit sehr wenig Gebärden, aber einem gewohnheitsmäßigen Mienenspiel vorgetragen, dessen Anblick so ermüdend war, wie das Farbenspiel der Glasstückchen in einem Kaleidoskop.

Die gegenwärtigen Verhältnisse Bompards waren nicht weniger dunkel und mysteriös als seine Vergangenheit. Wo und wovon lebte er? Bald sprach er von großen Asphaltunternehmungen, von einem Stück Paris, das er nach einem billigen System zu asphaltieren habe; dann war er wieder plötzlich ganz mit seiner Entdeckung eines unfehlbaren Mittels gegen die Phylloxera beschäftigt und erwartete nur einen Brief vom Ministerium, um die Prämie von hunderttausend Franken zu erheben und seine Rechnung in der kleinen Speisewirtschaft zu berichtigen, in welcher er Stammgast war und deren Besitzer er mit seinen wahnwitzigen Luftschlössern und phantastischen Hoffnungen halb verrückt gemacht hatte.

Dieser faselnde Südländer war die Freude Roumestans, er führte ihn stets mit sich und machte ihn zur Zielscheibe seines Witzes, indem er ihn antrieb und anfeuerte, bis seine Narrheit in Fluß gebracht war. Wenn Numa auf dem

Boulevard stehen blieb, um mit jemand zu sprechen, so ging Bompard gravitätischen Schrittes beiseite, als wolle er seine Cigarre anzünden. Bei Leichenbegängnissen, bei der Aufführung neuer Stücke sah man ihn stets zugegen, und ganz geschäftig fragte er dann: „Haben Sie Roumestan gesehen?“ Schließlich wurde er ebenso bekannt wie jener. In Paris ist diese Art von Geleitsmännern stark vertreten; jede namhafte Persönlichkeit hat einen Bompard hinter sich, der ihr wie ein Schatten folgt und sich dabei zu einer Art von selbständiger Größe emporarbeitet. Zufälligerweise war diejenige des Roumestanschen Bompard eine ganz eigentümliche. Aber Rosalie konnte diesen unvermeidlichen Zeugen ihres Glückes nicht leiden, der sich stets zwischen sie und ihren Mann drängte und sogar die seltenen Augenblicke für sich in Anspruch nahm, in denen sie hätten allein sein können. Dazu sprachen die beiden Freunde im provençalischen Dialekt, welcher sie von der Unterhaltung ausschloß, und lachten zusammen über lokale Witze, für die es keine Uebersetzung gab. Was sie ihm am meisten zum Vorwurf machte, das war sein Bedürfnis zu lügen, diese Erfindungen, an die sie anfangs selbst geglaubt hatte, so fremd war jede absichtliche Täuschung dieser geraden, offenherzigen Natur, deren größter Reiz in der harmonischen Uebereinstimmung ihrer Worte und Gedanken bestand, einer Harmonie, die in dem Wohlklang und der Sicherheit ihrer silberhellen Stimme zum Ausdruck kam.

„Ich mag ihn nicht . . . er ist ein Lügner!“ sagte sie im Tone tiefer Entrüstung. Roumestan amüsierte sich darüber und bemerkte, um seinen Freund zu verteidigen: „Nicht doch, er ist kein Lügner . . . er hat nur eine lebhafte Einbildungskraft, er träumt mit offenen Augen und plaudert seine Träume aus. . . . Meine Heimat ist voll von Leuten dieses Schlages . . . das bringt das Klima und die Sprache mit sich. . . . Sieh nur meine Tante Portal an . . . und ich selbst könnte jeden Augenblick, wenn ich mich nicht zusammennähme . . .“

Eine kleine Hand schloß ihm den Mund: „Schweig, schweig. . . . Ich würde dich nicht mehr lieben, wenn du zu den Südländern dieser Art gehörtest.“

Und doch gehörte er zu ihnen, und ungeachtet seiner Pariser Manieren und des weltmännischen Anstrichs, der ihm Zwang auferlegte, sollte sie ihn zum Vorschein kommen sehen, diesen schrecklichen, schablonenhaften, rohen und unlogischen Südländer. Das erste Mal geschah dies bezüglich der Religion; Roumestan folgte in dieser, wie in jeder andern Hinsicht den Traditionen seiner Provinz. Er war der katholische Provençale, der nur nach der Kirche geht, um seine Frau am Schluß der Messe abzuholen, und dann mit der überlegenen Miene eines Papas, welcher einem Schattenspiele von ferne zusieht, im Hintergrunde beim Weihkessel stehen bleibt; der nur zur Beichte geht, wenn die Cholera grassiert, sich aber dennoch für diesen nicht empfundenen Glauben, der weder seine Leidenschaften noch seine Laster irgendwie in Schranken hält, köpfen oder martern ließe.

Als er sich verheiratete, wußte er, daß seine Frau desselben Glaubens war, wie er und daß der Pfarrer von St. Paul ihnen im Verhältnis zu dem Aufwand von Kerzen, Teppichen und Blumen, wie er bei einer Trauung erster Klasse üblich ist, sein Lob gespendet hatte. Nach weiterem fragte er nicht. Alle Frauen, die er kannte, seine Mutter, seine Cousinen, die Tante Portal, die Herzogin von San Donnino waren eifrige Katholikinnen. So war er denn sehr überrascht, als er einige Monate nach seiner Verheiratung die Wahrnehmung machte, daß Rosalie die Kirche nicht besuchte, und bemerkte deshalb in vorwurfsvollem Tone: „Du gehst also nie zur Beichte?“

„Nein, mein Freund,“ entgegnete sie ganz ruhig, „und du auch nicht, so viel ich weiß.“

„Ah, ich, das ist etwas andres.“

„Warum etwas andres?“

Dabei sah sie ihn mit so aufrichtig erstaunten, leuchtenden Augen an und schien von ihrem geringeren Werte als Frau so wenig eine Ahnung zu haben, daß er keine Antwort fand und wartete, bis sie sich erklärte. O sie war durchaus keine Freidenkerin, kein Freigeist. In einem ausgezeichneten Pariser Pensionat erzogen, hatte sie bis zu ihrem Austritt aus demselben, d. h. bis zu ihrem siebzehnten Jahre,

einen Priester der St. Laurent-Kirche zum Beichtvater gehabt, und selbst vom väterlichen Hause aus hatte sie einige Monate hindurch die Kirchgänge an der Seite ihrer Mutter, der bigotten Südländerin, fortgesetzt; eines Tages aber schien in ihrem Innern eine Wandlung vor sich gegangen zu sein und sie hatte ihren Eltern ihren unüberwindlichen Widerwillen gegen die Beichte erklärt. Die Mutter wollte versuchen, das, was sie für eine bloße Laune ansah, in ihr zu bekämpfen, aber Herr Le Quesnoi schlug sich ins Mittel, indem er sagte: „Laß sie nur . . . mir ist es ebenso gegangen wie ihr, im gleichen Alter."

Und von da ab hatte sie nur noch von ihrem jugendlichen Gewissen Rat und Richtung anzunehmen. Im übrigen verabscheute sie als Pariserin und als Frau von Bildung die Ungebundenheit schlechter Art, und würde daher, wenn Numa daran läge, zur Kirche zu gehen, ihn begleiten, wie sie es bei ihrer Mutter ja so lange gethan hatte, ohne indes ihre Gesinnung zu verleugnen und eine Strenggläubigkeit zu heucheln, die sie nicht mehr besaß.

Er hörte sie betroffen an, entsetzt, eine derartige Selbständigkeit bei ihr zu entdecken und mit einer Entschiedenheit und einer moralischen Zuversicht verteidigen zu sehen, die all seine Ansichten von der Abhängigkeit des Weibes über den Haufen warf.

„Du glaubst also nicht an Gott?" fragte er mit seinem schönsten Advokaten-Pathos, indem er den Finger feierlich emporhob.

„Nicht an Gott glauben? Ist das überhaupt möglich?" rief sie so plötzlich und mit so aufrichtiger Ueberzeugung aus, daß es einem Glaubensbekenntnis gleichkam. Nun begann er von der Gesellschaft und den Rücksichten, welche man ihr gegenüber zu nehmen hatte, zu sprechen, sowie von dem engen Zusammenhang des religiösen und monarchischen Geistes. Alle Damen der großen Welt, die Herzogin, Madame von Escarbès gingen beichten und empfingen ihren Seelsorger bei sich zu Tisch und in ihren Abendgesellschaften. Es würde einen sehr schlechten Eindruck machen, wenn man wüßte . . . Er hielt inne, denn er fühlte, daß er sich verwirrte, und das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen. Zwei oder drei

Sonntage nacheinander legte er großes Gewicht darauf, seine Frau nach der Messe zu führen, was Rosalie das unerwartete Glück verschaffte, einen Spaziergang am Arme ihres Mannes zu machen. Aber bald wurde er dessen wieder überdrüssig, schützte Geschäfte vor und ließ künftig alle katholischen Kundgebungen beiseite.

Dieses erste Mißverständnis störte den häuslichen Frieden in keiner Weise. Als hätte sie sich Verzeihung erwirken wollen, verdoppelte die junge Frau ihre Aufmerksamkeiten, ihre zartfühlende Hingebung und ihre Freundlichkeit. Vielleicht war sie schon weniger blind, als in den ersten Tagen ihrer Verbindung und hatte bereits das dunkle Vorgefühl dessen, was sie sich nicht eingestehen mochte. Trotz allem aber war sie glücklich, weil sie es sein wollte, weil sie noch in jener ahnungsvollen Seligkeit, in jenen Träumen, jener Ungewißheit befangen war, in welche junge Frauen sich durch die Veränderung ihrer Lebensverhältnisse und die Offenbarung ihrer weiblichen Bestimmung versetzt fühlen und die den weißen Tüllfetzen des Hochzeitskleides gleichen. Das Erwachen konnte nicht lange ausbleiben. Es war für sie ein schreckliches und ganz unvorbereitetes.

Eines Sommertages — sie verbrachten die schöne Jahreszeit in Orsay, auf dem Gute ihrer Familie — bemerkte Rosalie, während ihr Vater und ihr Gatte wie jeden Morgen sich nach Paris begeben hatten, daß ihr ein kleines Muster von der Kinderausstattung, an der sie arbeitete, abhanden gekommen war. Ja, eine Kinderausstattung! Man kann sie freilich in prächtigster Auswahl fertig kaufen; aber die wahren Mütter, die, in welchen das Mutterherz schon im voraus erwacht, lieben alles selbst zuzuschneiden und zu nähen und in dem Maße, als der Karton sich mit dem Kinderputze füllt, fühlen sie, daß jeder Stich sie der ersehnten Geburt näher bringt. Um keinen Preis der Welt hätte sich Rosalie diese Freude nehmen lassen oder zugegeben, daß eine andre Hand an das große Werk lege, das sie seit fünf Monaten, seitdem sie ihres Glückes sicher war, unternommen hatte. Und so sah man denn in Orsay, da unten auf der Bank, wo sie im Schatten einer großen Catalpa arbeitete, eine

ganze Ausstellung von kleinen Häubchen, die auf der Faust anprobiert wurden, von Flanellkleidchen und Jäckchen, die mit ihren geraden Aermeln das Leben und die steifen Bewegungen der allerersten Kindheit darstellten. Und gerade das Modell eines solchen Jäckchens war es, das fehlte!

„Schicke deine Kammerfrau...“ sagte die Mutter... „Die Kammerfrau, warum nicht gar? Wie sollte sie es zu finden wissen?... Nein, nein, ich gehe selbst.... Ich mache noch vormittags meine Einkäufe und werde dann Numa überraschen und ihm die Hälfte seines Frühstücks wegessen.“

Der Gedanke an diese Junggesellenmahlzeit mit ihrem Mann in der zur Hälfte verschlossenen Wohnung der Rue Scribe, ohne Fenstervorhänge und mit überzogenen Möbeln amüsierte sie wie ein Jugendstreich. Sie lachte vor sich hin, als sie nach Beendigung ihrer Geschäftsgänge die Treppe des Pariser Hauses hinaufstieg, und sagte sich, während sie den Schlüssel leise in das Schloß steckte, um ihn zu überraschen: „Ich komme etwas spät... er wird schon gefrühstückt haben.“

Es war in der That im Speisesaal nichts mehr zu sehen als die Ueberreste einer kleinen, leckeren Schmauserei mit zwei Gedecken, und der Kammerdiener, der in karrierter Jacke an der Tafel stand, war eben im Begriff, Flaschen und Teller zu leeren. Im ersten Augenblicke sah sie nur, daß sie sich durch eigne Schuld den Spaß verdorben hatte. Ach, hätte sie sich doch nur nicht so lange in diesem Laden bei den hübschen kleinen Stickereien und Spitzenwaren aufgehalten!

„Ist der Herr ausgegangen?“

Auch das lange Besinnen des Dieners, bevor er antwortete, die plötzliche Blässe dieses breiten, unverschämten Gesichtes, das sich zwischen dem langen Backenbart ausbreitete, fiel ihr noch nicht auf. Sie sah darin nichts, als den Schrecken des Dieners, der sich bei seinem Diebstahl und seiner Nascherei ertappt sah. Schließlich mußte er nun doch sagen, daß der Herr noch da sei... und zwar in Geschäften, die ihn lange in Anspruch nehmen würden. Aber wie langsam das alles herausgestammelt wurde und wie diesem

Menschen die Hände zitterten, während er den Tisch abräumte und für seine Herrin ein frisches Gedeck auftrug.

„Hat er allein gefrühstückt?“

„Ja, gnädige Frau . . . das heißt . . . mit Herrn Bompard.“

Sie blickte auf ein schwarzes Spitzentuch, das nachlässig auf einen Stuhl hingeworfen war. Der Bursche sah es ebenfalls, und da sich beider Augen auf demselben Gegenstand begegneten, zuckte es plötzlich wie ein Blitz durch ihr Gehirn. Rasch, ohne ein Wort zu sagen, verließ sie den Saal, durchschritt den kleinen Wartesalon, ging direkt auf die Thür des Konsultationszimmers zu, öffnete sie weit und — stürzte wie tot zu Boden. Sie hatten sich nicht einmal eingeschlossen. — — —

Und dazu diese Frau! Eine abgelebte Blondine, deren vierzig Jahre auf einem kupferfinnigen Gesicht mit dünnen Lippen und Augenlidern, die so welk wie abgenutztes Handschuhleder waren, eingegraben standen; unter den Augen zeigten blaue Ringe die Spuren eines an sinnlichen Genüssen reichen Lebens, ihre Schultern waren eckig; ihre Stimme gemein. Dafür war sie aber von Adel . . . die Marquise von Escarbès! .... und für den Mann des Südens wog das alles andre auf. Das Wappen machte ihn blind für die Frau. Von ihrem Manne infolge eines skandalösen Prozesses getrennt, mit ihrer Familie und der aristokratischen Welt des Faubourgs zerfallen, hatte sich Madame von Escarbès der Partei des Kaiserreiches angeschlossen und einen Salon eröffnet, wo neben der Politik und Diplomatie auch ein wenig Spionage betrieben wurde und in welchem die vornehmsten Männer von damals — ohne ihre Frauen — verkehrten; dann, als sie nach zweijährigem Ränkeschmieden sich Anhang und Einfluß geschaffen, dachte sie daran, ihren Prozeß wieder aufzunehmen und zu appellieren. Roumestan, der sie in erster Instanz verteidigt hatte, konnte ihr auch jetzt seinen Beistand nicht wohl versagen. Dennoch zögerte er aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Aber die Marquise drang so sehr in ihn und verstand so gut, der Eitelkeit des Advokaten zu schmeicheln, daß er schließlich

jeden Widerstand fallen ließ. Und jetzt, wo der Appellationstermin näher rückte, sahen sie sich täglich, bald in seiner, bald in ihrer Wohnung und betrieben die Sache in zweifacher Richtung auf die lebhafteste Art.

Rosalie wäre dieser schrecklichen Entdeckung beinahe zum Opfer gefallen. Der Schlag traf sie zu plötzlich in ihrer schmerzlich erregten Empfindsamkeit als Frau und noch dazu in dem Augenblick, da sie im Begriff stand, Mutter zu werden, da sie zwei Herzen, zwei Brennpunkte des Leidens in sich trug. Das Kind war getötet, die Mutter blieb am Leben. Aber als sie nach drei Tagen äußerster Entkräftung zum vollen Bewußtsein ihres Leidens kam, da brach sie in einen Strom von Thränen aus, von bitteren Thränen, die nichts aufzuhalten, nichts zu trocknen vermochte. Und als sie aufgehört hatte, über den Verrat des Freundes, des Gatten zu weinen, blieb sie ohne einen Schrei des Schmerzes, ohne ein Wort der Klage; aber ihre Thränen verdoppelten sich beim Anblick der leeren Wiege, unter deren durchsichtigen blauen Vorhängen die Schätze ihrer Arbeit allein und verlassen ruhten. Der arme Numa war beinahe ebenso verzweifelt. Die große Hoffnung auf einen kleinen Roumestan, auf den „Erstgebornen", der in provençalischen Familien immer mit einem gewissen Nimbus umgeben wird, — zerstört, vernichtet durch sein eignes Verschulden, dies blasse Frauenantlitz mit dem Ausdruck stummer Entsagung, diese schmerzlich zusammengepreßten Lippen und das unterdrückte Schluchzen, das in so grellem Widerspruch zu seinen eignen Kundgebungen, zu der lauten, oberflächlichen Teilnahme stand, welche er zeigte, wenn er mit verweinten Augen und bebenden Lippen am Bette seines Opfers saß, — alles dies schnitt ihm in die Seele. „Rosalie . . . so komm doch, so laß doch gut sein . . ." Mehr vermochte er nicht hervorzubringen, aber wie vieles lag nicht in diesem „so komm doch . . . so laß doch gut sein . . ." und in dem südländischen, so leicht gerührten Accente, mit welchem er es aussprach! Es war, als wolle er damit sagen: „So gräme dich doch nicht, mein armes Tierchen! . . . Ist's denn der Mühe wert? Hindert mich das vielleicht, dich zu lieben?"

Und er liebte sie in der That so sehr, als eine dauernde Zuneigung mit seinem leichten Sinn überhaupt vereinbar war. Er wünschte sich keine bessere Frau als sie zur Leitung seines Hausstandes, zu seiner Pflege und zu seiner Verhätschelung. Er, der so unverhohlen sagte: „Ich brauche Liebe und Aufopferung an meiner Seite!“ — er wußte nur zu wohl, daß keine vollkommnere, keine liebenswürdigere Hingebung zu denken war, als diejenige, welche Rosalie ihm erzeigte, und der Gedanke, daß er sie verlieren könnte, erschreckte ihn. War das etwa keine Liebe?

Rosalie freilich hatte ganz andre Empfindungen! Ihr Leben war vernichtet, ihr Ideal zertrümmert, ihr Vertrauen auf immer dahin. Und dennoch verzieh sie. Sie verzieh ihm aus Mitleid, wie eine Mutter dem weinenden, reuevollen Kinde, und auch um der Würde ihres Namens, um des Namens ihres Vaters willen, den der Skandal eines Trennungsprozesses befleckt haben würde, und weil sie den Ihrigen, welche sie glücklich wähnten, diesen Wahn nicht rauben konnte. Nur gab sie ihm, nachdem sie so edelmütig verziehen hatte, zu verstehen, daß er im Wiederholungsfalle auf keine Verzeihung mehr zu rechnen haben würde. Nie wieder eine solche Schmach, oder — rücksichtslose, vollständige Trennung vor aller Welt! . . . Und dies wurde ihm in einem Tone und mit einem Blicke bedeutet, in welchem der Stolz der Frau allen gesellschaftlichen Rücksichten, allen Hindernissen zum Trotz seine Rache nahm.

Numa verstand sie und schwur aufrichtige Besserung. Er schauderte jetzt bei dem Gedanken, daß er sein ganzes Glück und seine Ruhe, die ihm so sehr am Herzen lag, für einen Genuß aufs Spiel gesetzt hatte, der in Wirklichkeit nur seiner Eitelkeit Genugthuung gewähren konnte. Und das angenehme Bewußtsein, seiner großen Dame ledig zu sein, dieser grobknochigen Marquise, die — von ihrem Adelswappen abgesehen — auf seine Sinne nicht den geringsten Reiz ausübte . . . die Erleichterung, keine Briefe mehr schreiben, keine Stelldicheins mehr verabreden zu müssen, die Beseitigung dieses ganzen sentimentalen, künstlich zusammengefügten Plunders, der sich so wenig mit seiner Un-

gebundenheit vertrug, that ihm fast ebensosehr wohl, wie die milde Nachsicht seiner Frau und der wiedergewonnene innere Frieden.

Er war glücklich, wie er es zuvor gewesen, und in dem äußern Schein ihres Lebens trat keine Aenderung ein. Immer dasselbe offene Haus, in dem immer neue Freunde empfangen, immer neue gesellige Vergnügungen veranstaltet wurden, bei welchen Roumestan sang, deklamierte und sich brüstete, ohne zu ahnen, daß neben ihm zwei schöne, nun völlig geöffnete Augen wachten und ihm durch Thränen hindurch auf den Grund der Seele schauten. Jetzt sah sie ihn so, wie er war, ihren großen Mann, ganz in Gebärden und Worten lebend, leicht guten und edelmütigen Regungen folgend, aber nur vorübergehend, indem seine Güte mehr auf Launenhaftigkeit, Prahlerei und Gefallsucht hinauslief. Sie kannte jetzt die Gehaltlosigkeit dieser in ihrer Ueberzeugung wie in ihren Neigungen schwankenden Natur. Am meisten fürchtete sie für sich und für ihn von jener Schwäche, die sich unter seinen großen Worten und lärmenden Reden verbarg, — eine Schwäche, die sie zwar mit Entrüstung erfüllte, sie aber gleichzeitig durch das Bedürfnis der Frau, ihren mütterlichen Schutz zu gewähren und auf ihn ihre Hingebung zu begründen, wenn die Liebe verschwunden ist, aufs neue an ihn fesselte. Und immer, trotz seiner Untreue, zur Hingebung, zur Aufopferung bereit, hegte sie im stillen nur eine Furcht: „Wenn er mir nur den Mut nicht raubt.“

Mit dem ihr eignen Scharfblick bemerkte Rosalie bald die Aenderung, die sich in den Ansichten ihres Gatten vollzog. Seine Beziehungen zu dem legitimistischen Faubourg wurden kälter. Die Nankingweste des alten Sagnier, die Lilie auf seiner Busennadel erfüllten ihn nicht mehr mit derselben Verehrung wie bisher; er fand, daß dieser große Geist an Kraft abnahm. Das war nur noch sein Schatten, der in der Kammer seinen Sitz einnahm, ein träger, schlaftrunkener Schatten, den man sehr wohl der Partei des legitimen Königs in ihrer schon totenähnlichen Erstarrung vergleichen konnte.... So schwankte Numa ganz sachte zur andern Seite hinüber und begann sein Haus den hervor-

ragenden Persönlichkeiten des Kaiserreichs zu öffnen, welchen er im Salon der Frau von Escarbès, deren Einfluß diese Wandlung in ihm vorbereitet hatte, begegnet war. „Gib acht auf deinen großen Mann ... ich glaube, er schlägt um ...“ sagte der Rat eines Tages zu seiner Tochter, als der Advokat in dem Schwung seiner spottsüchtigen Laune sich bei Tisch über die Partei von Frohsdorf lustig gemacht und dieselbe mit Don Quixotes hölzernem Flügelpferd verglichen hatte, das unbeweglich und festgenagelt an Ort und Stelle verblieb, während sein Reiter mit verbundenen Augen einen langen Ritt in das Reich der Lüfte zu machen wähnte.

Sie brauchte ihn nicht lange auszufragen; denn so sehr er sich auch verstellen konnte, seine Lügen, welche durch besondre Kunst oder Schlauheit aufrecht zu erhalten er verschmähte, waren so naiver Art, daß man sie sofort als solche erkannte. Als sie eines Morgens in sein Arbeitszimmer eintrat, fand sie ihn ganz vertieft in die Abfassung eines Briefes, weshalb sie sich zu ihm niederbeugte und ihn fragte: „An wen schreibst du?“

Er stammelte, suchte nach Worten, und überwältigt von ihrem Blicke, der ihm wie ein Gewissen in die Seele drang, trieb es ihn gewaltsam, die Wahrheit zu gestehen. Es war ein in inhaltsleeren, schön klingenden Worten, in jenem weitausholenden Verteidigerstile geschriebener Brief an den Kaiser, worin er eine Stelle als Staatsrat annahm. Der Anfang des Schreibens lautete folgendermaßen: Aus der südlichen Vendée gebürtig, in der unerschütterlichen Treue gegen die Monarchie und in der Verehrung des geschichtlich Ueberlieferten erzogen, glaube ich weder meiner Ehre noch meinem Gewissen etwas zu vergeben ...

„Das wirst du nicht absenden! ...“ sagte sie lebhaft.

Anfangs ereiferte er sich in lauten, groben Worten, wie ein echter Bürger von Aps, der seine Herrschaft im Hause geltend machen will. Was ging es sie denn schließlich an? Was verstand sie davon? Quälte er etwa sie bezüglich der Form ihrer Hüte oder wegen des Schnittes ihrer neuen Kleider? So donnerte er los, als spräche er vor Gericht,

während Rosalie in stummer, beinahe verächtlicher Ruhe all diese heftigen Ausbrüche wie die Ueberreste eines unwiderruflich im voraus gebrochenen Willens an sich vorüberziehen ließ. Diese leidenschaftlichen Ausbrüche, durch die sie ermüdet und entwaffnet werden, bedeuten die Niederlage der heißblütigen Naturen.

„Du wirst diesen Brief nicht absenden," wiederholte sie . . . „das hieße deinem ganzen bisherigen Leben, deinen eingegangenen Verpflichtungen Hohn sprechen . . ."

„Verpflichtungen? Und gegen wen?"

„Gegen mich. . . . Erinnere dich, wie wir uns kennen lernten, wie du mit deiner Empörung, mit deiner moralischen Entrüstung der kaiserlichen Maskerade gegenüber mein Herz eroberteſt. Und es waren nicht einmal so sehr deine Ansichten, als das entschiedene und offene Parteiergreifen und die männliche Entschlossenheit, die ich in dir bewunderte . . ."

Er verteidigte sich. Sollte er etwa sein ganzes Leben an eine sozusagen eingefrorene, in Schnee begrabene, jedes Feuers und jeder Schwungkraft entbehrende Partei wegwerfen? Uebrigens war es ja nicht er, der das Kaiserreich aufsuchte, sondern man kam zu ihm; und der Kaiser war ein ausgezeichneter Mensch voll Geist und seiner Umgebung weit überlegen. . . . So bot er alles zur Beschönigung seines Gesinnungswechsels auf. Rosalie aber ließ keinen seiner Gründe gelten, sondern zeigte ihm vielmehr nicht nur die Treulosigkeit, sondern auch die Ungeschicklichkeit seiner Schwenkung. „Siehst du denn nicht," sagte sie, „wie die Unruhe all diese Leute quält, wie sie selbst fühlen, daß der Boden unter ihren Füßen ringsumher hohl und untergraben ist? Der geringste Stoß, ein Steinchen, das sich loslöst, genügt, daß alles zusammenstürzt . . . und in welchen Abgrund! . . ."

Sie ging genau auf Einzelnheiten ein und faßte all das zusammen, was eine schweigsame und überlegende Zuhörerin sich aus den Reden nach Tische zurechtlegt, wenn die Männer sich zusammensetzen und ihre Frauen, mögen sie Geist besitzen oder nicht, dazu verdammen, ihre Zeit mit jenem gewöhnlichen Geplauder zu verbringen, zu dessen Belebung das Thema der Toilette und der Alltagsklatsch nicht immer aus-

reichen. Roumestan war ganz überrascht: „Sonderbare kleine Frau!“ Wo hatte sie das nur alles her? Er vermochte es gar nicht zu fassen, daß sie so bewandert war, und einer jener plötzlichen Anwandlungen folgend, welche den Reiz solcher übertriebener Charaktere bilden, erfaßte er mit beiden Händen dieses kluge und dabei in so reizender Jugend prangende Köpfchen und rief, indem er es über und über mit zärtlichen Küssen bedeckte, aus: „Ja, du hast recht, hundertmal recht . . . gerade das Gegenteil ist es, was ich schreiben muß.“

Darauf wollte er sogleich seinen ersten Entwurf zerreißen, fand aber, daß er die einleitenden Worte, welche ihm gefielen, mit einer kleinen Aenderung beibehalten könne, etwa so: „Aus der südlichen Vendée gebürtig, in der unerschütterlichen Treue gegen die Monarchie, sowie in der Verehrung des geschichtlich Ueberlieferten erzogen, würde ich meiner Ehre und meinem Gewissen etwas zu vergeben glauben, wenn ich das Amt annähme, das mir Ew. Majestät . . .“

Diese ebenso höfliche wie entschiedene Ablehnung, welche in den legitimistischen Journalen veröffentlicht wurde, gab Roumestan eine völlig neue Stellung und trug seinem Namen den Ruf unbestechlicher Gesinnungstreue ein. „Unzerreißbar!“ lautete die Unterschrift unter einer gelungenen Karikatur im „Charivari“, welche darstellte, wie sämtliche Parteien sich um den großen Advokaten stritten, während seine Toga gewaltsam von ihnen hin und her gerissen wurde. Kurz darauf erfolgte der Sturz des Kaiserreichs, und als die Nationalversammlung in Bordeaux zusammentrat, hatte Numa Roumestan die Wahl zwischen drei Departements des Südens, von denen er zum Abgeordneten gewählt worden war, und zwar einzig und allein auf Grund seines bekannten Ablehnungsschreibens an den Kaiser. Seine ersten, etwas schwülstigen Reden hatten aus ihm bald den Führer der vereinigten Rechten gemacht. Was er zum besten gab, waren nur die Schlagwörter des alten Sagnier; aber in dieser Zeit der Mittelmäßigkeiten sind die Vollblutcharaktere selten, und der

neue Parteiführer triumphierte auf den Bänken der Kammer ebenso leicht, wie früher auf den Kanapees des Papa Malmus.

Generalrat seines Departements, der Abgott des ganzen Südens, in seinem Glanze noch erhöht durch die bedeutende Stellung seines seit dem Sturze des Kaiserreichs zum ersten Präsidenten des Kassationsgerichtshofes beförderten Schwiegervaters, war Numa offenbar dazu bestimmt, über kurz oder lang Minister zu werden. Inzwischen trug er, der große Mann für alle, nur nicht für seine Frau, seinen jungen Ruhm bald in Paris, bald in Versailles, bald in der Provence zur Schau und war stets der liebenswürdige, vertrauliche, gutmütige Mensch, der zwar seinen Glorienschein mit auf die Reise genommen, ihn aber gern wie einen Sonntagsstaat in seiner Hutschachtel liegen gelassen hätte.

Viertes Kapitel.

Eine Tante aus dem Süden. — Kindheitserinnerungen.

Das Portalsche Haus, in welchem der große Mann von Aps während seines Aufenthaltes in der Provence zu wohnen pflegt, gehört zu den Sehenswürdigkeiten des Ortes. Dasselbe steht in Joannes „Reiseführer" neben dem Tempel der Juno, der Arena, dem alten Theater und dem Turm der Antonine, jenen antiken Resten der Römerherrschaft, auf welche die Stadt sich so viel zu gute thut und die sie sorgfältig in stand hält. Aber weder das schwerfällige, bogenförmige, mit riesigen Nägeln beschlagene Einfahrtsthor, noch die hohen, von dichtem Gitterwerk strotzenden und mit pompösen Lanzenstangen ausgestatteten Fenster sind es, welche man an dem alten Provinzialgebäude von den Fremden bewundern läßt, sondern nur der Balkon im ersten Stockwerk, ein schmaler Balkon mit schwarzen Eisenbeschlägen in Form eines Vorbaues über der Eingangshalle. Von hier aus spricht

Roumestan, von hier aus zeigt er sich der Menge, wenn er ankommt, und die Wucht der Faust des Redners hat ausgereicht — die ganze Stadt könnte es bezeugen — um dem ehemals schnurgraden Balkon seine wunderlichen Krümmungen und Ausbauchungen zu verleihen.

„Té! vé!... Il a pétri le fer, notre Numa!...“ „Du siehst, er hat das Eisen zerknetet, unser Numa!“ So erklären sie einem mit weit aufgerissenen Augen und einer so energischen Betonung des „r“ — „pétrrri le ferrr“ — daß auch nicht der Schatten eines Zweifels Raum hat.

Der Menschenschlag in der Gegend von Aps ist stolz und gut geartet, aber von einer Erregbarkeit und einer Ueberschwänglichkeit der Redeweise, wovon die Tante Portal als beredter Typus des dortigen Bürgerstandes einen Begriff geben kann.

Von enormem Körperumfang, apoplektisch, mit blutunterlaufenen, herabhängenden Wangen, deren bläulichrote Farbe im Gegensatz zu einem ursprünglich hellen Teint steht, der noch an dem weißen Halse und an der Stirn wahrnehmbar ist, auf welcher schöne, wohlgepflegte, silbergraue Löckchen aus einer Haube mit dunkelblauen Bändern hervorschauen, mit schiefeingehaktem Kleiderleib, nichtsdestoweniger aber eine stattliche, würdevolle Erscheinung mit angenehmem Lächeln auf den Lippen — so stellt sich Madame Portal im Halblicht ihres nach südlichem Brauche stets luftdicht verschlossenen Salons dar. Man könnte sie für ein Familienbild, für eine Marquise von Mirabeau halten, welche ganz in dieses alte, vor hundert Jahren von Gonzague Portal, erstem Rate beim Staatsgerichtshof von Aix, erbaute Haus passen würde. Man findet in der Provence noch immer Häuser und Leute, die an die Zeit von ehemals erinnern; es ist, als sei das vorige Jahrhundert soeben erst durch diese hohen Pfeilerthüren hinausgeschritten und habe einen Zipfel seines Falbelkleides darin eingeklemmt gelassen.

Sollte es aber jemand im Laufe des Gesprächs unglücklicherweise einfallen, zu behaupten, die Protestanten seien ebensoviel wert wie die Katholiken, oder Heinrich V. werde noch nicht so bald den Thron besteigen, so würde das alte Bild

sich wutentbrannt und mit geschwollenen Halsadern aus seinem Rahmen stürzen, mit bebenden Händen in die schön geordneten, glatten Löckchen fahren, Beleidigungen, Drohungen und Verwünschungen ausstoßen, kurz in einen jener entsetzlichen, stadtbekannten Zornausbrüche geraten, von denen man sich gar drollige Dinge erzählt. Zum Beispiel: Der Diener läßt bei einer Soiree ein Brett mit Gläsern fallen; Tante Portal schreit auf, ereifert sich nach und nach und gerät schließlich unter Vorwürfen und Wehklagen in eine solche Raserei, daß sie keine Worte mehr findet, um ihre Entrüstung zum Ausdruck zu bringen. Der Aerger schnürt ihr die Kehle zu, und da ihre Hand den ungeschickten Diener, der sich klugerweise geflüchtet hat, nicht erreichen kann, schlägt sie ihr seidnes Kleid über den Kopf und erstickt darin das Uebermaß von Wut und Schmerz, unbekümmert darum, daß sie ihren Gästen ihre umfangreichen, gestärkten weißen Unterröcke zeigt.

An jedem andern Orte hätte man sie für verrückt erklärt, aber in Aps, in der Heimat der feuerfangenden Hitzköpfe, findet man nur, daß Madame Portal „etwas laut" spreche. In der That hört man, wenn man an einem jener friedlichen Sommernachmittage, wo die klösterliche Stille der Stadt nur durch das Zirpen der Grillen oder einige Tonleitern unterbrochen wird, über den Kavallerieplatz geht, gar seltsame Rufe aus dem alten Gebäude hervordringen, mit denen die Dame ihre Leute ausschilt und antreibt, wie z. B.: „Ungeheuer ... Mörder ... Straßenräuber ... Kirchenräuber ... ich hau' dir einen Arm ab ... ich reiß' dir das Zwerchfell aus dem Leibe!" Thüren werden auf und zu geschlagen, Treppengeländer erzittern unter dem Widerhall der hohen geweißten Wölbungen, Fenster werden geräuschvoll aufgerissen, öffnen sich mit Gekrache, wie um die den unglücklichen Dienstboten abgerissenen Lappen auf die Straße fliegen zu lassen. Die Dienerschaft aber fährt ruhig in ihrer Arbeit fort, denn sie ist an diese Stürme schon gewöhnt und weiß wohl, daß sie nichts weiter zu bedeuten haben, vielmehr nur die gewöhnliche Ausdrucksweise der Madame Portal sind. Alles in allem ist sie eine ausgezeichnete Frau, von leidenschaftlichem, groß-

mütigem Charakter wie dieser Menschenschlag im allgemeinen, mit dem Bedürfnis zu gefallen, sich aufzuopfern, für andre durchs Feuer zu gehen, und niemand hatte die guten Wirkungen dieser Eigenschaften mehr empfunden, als Numa. Seit seiner Wahl zum Abgeordneten gehörte das Haus am Kavallerieplatz ihm, und seine Tante hatte sich nur das Recht vorbehalten, es bis zu ihrem Tode zu bewohnen. Und welches Fest war für sie die Ankunft ihrer Pariser, die Reihenfolge von Morgen- und Abendständchen, von feierlichen Empfängen und Besuchen, mit denen die Anwesenheit des großen Mannes ihr sonst so einsames und doch so abwechselungsbedürftiges Leben in Schwung brachte. Zudem verehrte sie ihre Nichte Rosalie mit aller Hochachtung, welche ihr der Gegensatz ihrer beiden Naturen abnötigte, mit aller Ehrfurcht, den ihr die Tochter des Präsidenten Le Quesnoi, des ersten Justizbeamten von Frankreich, einflößte.

Allerdings bedurfte die junge Frau einer seltenen Nachsicht und jener Heilighaltung der Familie, die sie von ihren Eltern ererbt hatte, um zwei volle Monate hindurch die Launen, die ermüdenden Einfälle dieser ungeordneten, stets überreizten Einbildungskraft, deren Beweglichkeit nur der Trägheit des unbeholfenen Körpers zu vergleichen war, über sich ergehen zu lassen. In dem Vorsaal, der kühl war wie ein maurischer Hof, und in dem sich ein schimmliger, dumpfiger Geruch zusammenzog, saß Rosalie, die als Pariserin nicht unthätig bleiben konnte, und hörte mit einer Stickerei in der Hand stundenlang die überraschenden, vertraulichen Erzählungen der wohlbeleibten Dame an, die ihr gegenüber mit schlenkernden Armen und — um besser gestikulieren zu können — mit leeren Händen sich in einen Lehnstuhl versenkt hatte und unermüdlich die Chronik der ganzen Stadt, sowie ihre Erlebnisse mit Dienstmädchen und Kutschern herleierte, daß einem darüber der Atem verging; je nach ihrer Laune und der Glocke, die es geschlagen hatte, schuf sie Engel oder Ungeheuer, ereiferte sie sich für oder gegen jemand und überhäufte, in Ermangelung von wirklichen Beschwerdegründen, den jeweiligen Gegenstand ihres Widerwillens mit den schrecklichsten, fabelhaftesten Anschuldigungen, mit düsteren, blutigen

Erfindungen, womit ihr Kopf vollgepfropft war, wie die „Annalen der Glaubenspropaganda". Aber Rosalie hatte sich durch das Zusammenleben mit Numa an diese rhetorischen Uebertreibungen und Tollheiten gewöhnt, und so ließ sie, ihren eignen Gedanken nachhängend, alles an sich vorübergehen. Höchstens fragte sie sich selbst, wie es möglich war, daß sie bei ihrer Zurückhaltung und Bedachtsamkeit in eine solche Familie von Komödianten geraten sei, die sich in Phrasen kleideten und mit theatralischen Gebärden um sich warfen; und die Geschichte mußte schon sehr stark sein, wenn sie die Erzählende mit einem leicht hingeworfenen „aber Tante!" unterbrach.

„In der That, du hast recht, meine Liebe," sagte sie dann; „ich übertreibe vielleicht ein wenig." Aber die zügellose Einbildungskraft der Tante geriet alsbald wieder in die gewohnten, tollen Bahnen und zwar mit einem so ausdrucksvollen bald tragischen, bald komischen Mienenspiel, daß man auf ihrem breiten Gesichte abwechselnd die beiden Masken des antiken Theaters erscheinen sah. Ruhiger wurde sie nur, wenn sie von ihrer einzigen Reise nach Paris und den Wundern der Passage „Somon"*) erzählte, wo sie in einem kleinen Hotel abgestiegen war, das den Geschäftsleuten aus der Provence gewöhnlich als Aufenthalt diente, und wo man nur unter dem treibhausmäßig erhitzten Glasdach Luft schöpfen konnte. In allen Pariser Erzählungen der Tante erschien diese Passage als Mittelpunkt all ihrer Erlebnisse, als elegantester, mit nichts zu vergleichender Aufenthaltsort der feinen Welt.

Diese an sich langweiligen und gehaltlosen Herzensergießungen waren gewürzt durch das drolligste, wunderlichste Französisch, in welchem abgedroschene Redensarten und veraltete, blumenreiche Wendungen mit seltsamen Provinzialismen abwechselten. Madame Portal verabscheute nämlich die gewöhnliche Landessprache, jenes wunderbar gemischte, klangvolle Patois, das wie ein lateinisches Echo über das

*) „Passage du Saumon": Einer der glasbedeckten Spaziergänge in Paris.

blaue Meer herübertönt und nur vom Volk und auf dem Lande gesprochen wird. Sie gehörte zu jenem provençalischen Bürgertum, welches „Pécaïré“ in „Péchère“ verwandelt und sich einbildet, in dieser Weise richtiger zu sprechen. Wenn der Kutscher Ménicle (Dominique) sich unterfing, frisch von der Leber weg zu sagen: „Voù l aia de civado au chivaou . . .“ *) (ich will dem Pferd Hafer geben), so nahm sie eine majestätische Miene an und antwortete: „Das verstehe ich nicht, sprechen Sie französisch, mein Freund!“ worauf sich Ménicle in schülerhaftem Tone verbesserte: „Je vais bayer dé civade au chivau . . .“ und die Tante befriedigt nickte: „So ist's gut . . . jetzt habe ich verstanden.“ Der Diener aber entfernte sich mit der festen Ueberzeugung, daß er nun französisch gesprochen habe, und allerdings kennt das Volk des Südens unterhalb Valence kein andres Französisch als dieses.

Uebrigens verstümmelte Tante Portal alle Wörter, wenn auch nicht nach ihrer eignen Laune, so doch nach der Ueberlieferung einer ortsüblichen Grammatik, welche déligence statt diligence, achéter statt acheter, anédote statt anecdote, un régitre statt un registre vorschrieb. „Une taie d'oreiller“ (ein Kopfkissenüberzug) war für sie „une coussinière“, „une ombrelle“ (ein Sonnenschirm) „une ombrette“; „la chaufferette“, der Fußwärmer, den sie zu jeder Jahreszeit unter den Füßen hatte, hieß „banquette“. Sie weinte nicht, sie ließ Thränen fallen (elle tombait des larmes); und obwohl sie sehr schwerfällig geworden war, brauchte sie nicht mehr als eine halbe Stunde, „pas plus de demi-heure“, um ihren Gang durch die Stadt zu machen. Alle ihre Reden waren mit jenen kleinen Floskeln ohne bestimmte Bedeutung verziert, deren die provençalische Sprache so überreich ist, mit jenen Füllwörtern, welche man zwischen die Sätze einschiebt, um deren mannigfache Bedeutung zu mildern, zu verstärken oder hervorzuheben, wie: „aïe, ouïe, avaï, açavaï“ (wenigstens, nichtsdestoweniger, je nachdem 2c.).

Diese Mißachtung der Südländerin für den Dialekt

*) Je vais donner de l'avoine au cheval.

ihrer Provinz erstreckt sich auch auf Sitten und Gebräuche des Landes, ja sogar auf die Kleidung. Gleichwie Tante Portal nicht will, daß ihr Kutscher provençalisch spricht, so würde sie auch kein Dienstmädchen mit dem arlesischen Band- und Spitzentuch bei sich dulden. „Mein Haus ist weder ein Pachthof, noch eine Spinnerei," sagte sie. Auch erlaubte sie ihren Dienstmädchen nicht, einen Hut zu tragen. Der Hut ist in Aps das Kennzeichen einer guten bürgerlichen Abstammung; er allein gibt das Anrecht auf den Ehrennamen Madame, der Personen von untergeordneter Herkunft nicht zukommt, und man muß sehen, mit welch überlegener Miene die Frau eines Hauptmanns a. D. oder eines Bürgermeistereibeamten mit 800 Franken Jahresgehalt, welche ihre Markteinkäufe selbst besorgt, von der Höhe ihres riesigen Damenhutes herab mit irgend einer steinreichen Pächterin von Crau spricht, die ihr feines, mit echten antiken Spitzen besetztes Tuch aus Cambrai um den Kopf geschlungen trägt. Im Hause Portal trugen die Frauen schon seit mehr als einem Jahrhundert den Hut, und die Tante sah infolgedessen sehr geringschätzig auf die armen Leute herab, weshalb es auch einige Tage nach dem Feste in der Arena zu einem schrecklichen Auftritt zwischen ihr und Roumestan kam.

Es war an einem Freitag vormittag während des Frühstücks, — eines Gabelfrühstücks nach südlichem Brauche, frisch und einladend für das Auge, aber streng nach kirchlicher Vorschrift, denn Tante Portal bestand unerbittlich auf ihren Fasttagen und ließ abwechselungsweise die dicken grünen Schoten, die frischen Feigen und die wie riesige Magnoliablüten aussehenden geöffneten Wassermelonen auftischen, die Anchovispastetchen und zwischen den Kühlkrügen mit frischem Wasser und den Strohflaschen mit süßem Wein jene weißen, dünnen, leichten Brötchen, wie man sie nur im Süden findet. Draußen zirpten die Grillen und tanzten die Strahlen der Mittagssonne, während ein goldner Streifen sich durch eine kleine Oeffnung in den hohen, gewölbten Speisesaal stahl, in welchem jeder Laut wie in einem Klosterrefektorium wiederhallte.

Mitten auf der Tafel dampften zwei schöne Kotelettes

für Numa. Obwohl sein Name in den geistlichen Kongregationen gepriesen und in alle Gebete mit eingefügt wurde, oder vielleicht gerade deshalb hatte der große Mann von Aps vom Bischof einen Dispens erhalten, so daß er, als der einzige in der Familie, sich des Fleisches nicht zu enthalten brauchte und jetzt heiteren Angesichtes mit seinen kräftigen Händen das noch blutige, halbgebratene Fleisch zurechtschnitt, ohne sich um seine Frau und seine Schwägerin zu sorgen, die sich, gleich Tante Portal, von Feigen und Wassermelonen nährten. Rosalie war daran schon gewöhnt; dieses fromme Fasten zweimal in der Woche gehörte zu ihrem jährlichen Frondienst, wie die Sonne, der Staub, der Nordwestwind, die Moskitos, die Erzählungen der Tante und der Sonntagsgottesdienst in Sainte-Perpétue. Aber Hortense fing an, sich mit allen Kräften ihres jugendlichen Magens dagegen aufzulehnen, und es bedurfte der Autorität ihrer älteren Schwester, um ihr den Mund zu schließen, wenn sie als verwöhntes Kind aufbrausen wollte und sämtliche Ansichten der Madame Portal über Mädchenerziehung und jungfräuliches gutes Benehmen umzuwerfen drohte. Heute begnügte sich das junge Mädchen, das karge Mahl mit komischem Augenverdrehen hinunterzuwürgen und verliebt nach Roumestans Kotelette hinüberzublinzeln, indem sie den Duft des gebratenen Fleisches einsog und ihrer Schwester leise zuflüsterte: „Wie schlecht sich das trifft! ... Gerade heute habe ich einen Spazierritt gemacht und mir einen gewaltigen Hunger geholt.“

Sie war noch im Reitkleide, das zu ihrer schlanken, geschmeidigen Taille ebenso gut paßte, wie der kleine Stehkragen zu ihrem schnippischen, unregelmäßigen, von dem Ritt noch ganz erregten Gesichte. Und da ihre Morgenpromenade sie in etwas unternehmende Laune versetzt hatte, fragte sie: „A propos, Numa ... wie ist es denn mit Valmajour, wann werden wir ihn besuchen?“

„Wen, Valmajour?“ entgegnete Roumestan, aus dessen flüchtigem Gedächtnis der Tambourinschläger schon wieder entschwunden war. ... „Ach ja, richtig, Valmajour ... ich dachte gar nicht mehr an ihn. ... Welch ein Künstler!“

Und plötzlich tauchte alles wieder in seinem Gedächtnis auf; er sah die Bogenwölbungen der Arena mit den tanzenden Gruppen sich bei den dumpfen Klängen des Tambourins im Reigen der Farandole drehen, er fühlte sich aufs neue davon aufgeregt und hörte die Melodie in seinen Ohren summen.

„Tante Portal, leihen Sie uns Ihren Wagen," sagte er rasch entschlossen, „wir wollen nach dem Frühstück ausfahren."

Die Tante aber runzelte ihre Brauen über zwei großen, flammenden Augen wie ein japanischer Oelgötze.

„Den Wagen . . . Avaï! . . . Und was soll damit geschehen? . . . Du wirst doch hoffentlich deine Damen nicht zu dem ‚tutu-panpan', diesem Dudelsackpfeifer führen!"

Dies „tutu-panpan" war eine so treffende Bezeichnung für das doppelte Instrument der Pfeife und des Tambourins, daß Roumestan zu lachen begann. Aber Hortense übernahm mit großer Lebhaftigkeit die Verteidigung des alten provençalischen Tambourins. Von allem, was sie im Süden gesehen, hatte nichts einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht; außerdem aber wäre es wenig ehrenvoll, diesem braven Burschen gegenüber sein Versprechen nicht zu halten. „Er ist ein großer Künstler, Numa; du hast es selbst gesagt!"

„Ja, ja, du hast recht, Schwesterchen . . . wir müssen hingehen."

Tante Portal, welche vor Wut fast erstickte, begriff nicht, daß ein Mann, wie ihr Neffe, ein Abgeordneter, sich für gemeine Bauern, für so gewöhnliche Menschen interessieren konnte, — für Leute, die vom Vater auf den Sohn bei den Dorffestlichkeiten die Flöte spielten. Und ganz vertieft in diese Vorstellung streckte sie verächtlich ihre dicke Unterlippe vor und ahmte die Gebärden des Musikanten nach, indem sie mit den gespreizten Fingern der einen Hand auf einer eingebildeten Flöte spielte, mit der andern auf dem Tische die Trommel schlug. „Nette Leute das, um sie jungen Damen vorzustellen! . . . Nein, das kann doch nur einem Numa einfallen . . . zu den Valmajours zu gehen,

o du gütige, heilige Engelsmutter! . . ." Und indem sie sich mehr und mehr ereiferte, fing sie an, der Familie des Musikers alle möglichen Schandthaten anzuhängen, sie zu wahren Ungeheuern zu stempeln, die so verrufen und blutig wie die Trestaillons seien, als sie an der andern Seite des Tisches Ménicle erblickte, der aus dem Heimatsort der Valmajours gebürtig war und Mund und Augen vor Erstaunen über ihre Schauergeschichten aufriß. Alsbald befahl sie ihm in fürchterlichem Tone, sich schleunigst umzukleiden und den Wagen für drei Viertel auf Zwei bereit zu halten. In solcher Weise endeten alle Zornesausbrüche der Tante.

Hortense warf ihre Serviette beiseite, sprang auf und küßte die dicke Frau auf beide Wangen, indem sie vor Freude lachte und hüpfte: „Rosalie, sputen wir uns! . . ."

Tante Portal wandte sich ihrer Nichte zu: „Nun, Rosalie, ich hoffe doch, daß du nicht daran denkst, dich mit diesen Kindern auf der Straße herumzutreiben!"

„Nein, nein, Tante . . . ich bleibe bei dir," antwortete die junge Frau, innerlich über die Großmutterwürde lächelnd, welche ihre unermüdliche Dienstfertigkeit und ihre liebenswürdige Selbstverleugnung ihr eingetragen hatten.

Zur festgesetzten Stunde war Ménicle bereit; aber man hieß ihn bis zur Arena vorausfahren und Roumestan verließ das Haus zu Fuß mit seiner Schwägerin, die begierig und stolz darauf war, am Arme des großen Mannes Aps und das Haus, wo er geboren war, zu sehen und auf den Straßen mit ihm den Spuren seiner ersten Kindheit und Jugend nachzugehen.

Es war die Stunde der Mittagsruhe. Die Stadt lag im Schlaf, verlassen und schweigsam, von dem Nordwestwind gewiegt, der in gewaltigen Fächerstößen erfrischend und belebend daherschnaubte, aber das Gehen erschwerte, besonders die Allee entlang, wo ihn nichts hemmte, wo er im Kreise umhersausen und mit wütendem Gebrüll wie ein losgelassener Stier um die ganze kleine Stadt herumjagen konnte. Hortense hielt sich mit beiden Händen an ihrem Begleiter fest und ging gesenkten Hauptes, geblendet und nach Atem ringend, dahin, aber dennoch selig, sich von diesen gleich Meereswogen

anprallenden, tobenden, klagenden und wirbelnden Windstößen fortgerissen und getragen zu fühlen. Durch die Windhose, in welcher Platanenrinden und -Samen umherflogen, und die dadurch entstandene Einsamkeit gewann die gleichsam erweiterte Allee ein wüstes Aussehen, zumal noch die Ueberreste des letzten Marktes, wie Melonenschalen, Streu, leere Körbe überall umherlagen, gerade als ob im Süden dem Sturmwind allein das Straßenfegen obläge. Roumestan wollte schnell nach dem Wagen gehen, aber Hortense bestand auf ihrem Spaziergang, und schweratmend und ganz verwirrt von diesem Wind, der ihr den blauen Schleier dreifach um den Hut wickelte und ihr blaues Reisekleid fest an den Leib schmiegte, sagte sie: „Wie die Naturen doch verschieden sind! ... Rosalie ist der Sturm zuwider. Sie sagt, derselbe verwirre ihr den Kopf und verhindere sie, zu denken. Ich dagegen fühle mich wie berauscht und förmlich begeistert ...“

„Das ist gerade wie bei mir! ...“ rief Numa, während die Augen ihm übergingen und er seinen Hut festhielt, der ihm zu entfliehen drohte. Und bei einer Biegung der Straße angelangt, rief er plötzlich aus: „Da ist meine Straße ... hier bin ich geboren ...“

Der Sturm legte sich oder wurde wenigstens minder empfindlich, da er nur noch von ferne rauschte und sich anhörte wie die Brandung des Meeres, die man vom Innern eines Seehafens aus vernimmt. Das graue, unansehnliche Häuschen lag an einer ziemlich breiten, mit spitzen Kieselsteinen gepflasterten Straße ohne Trottoir, zwischen einem von großen Platanen beschatteten Ursulinerinnenkloster und einem großen alten Gebäude von herrschaftlichem Ansehen mit in Stein gehauenem Wappen und der Inschrift: „Hotel de Rochemaure“, während gegenüber ein sehr altes öffentliches Gebäude ohne bestimmt ausgeprägtem Charakter stand, an dessen Seite sich verwitterte Säulen und Bruchstücke von Statuen und Leichensteinen, die mit römischen Zahlen besäet waren, hinzogen, und über dessen grünem Portale die Aufschrift „Akademie“ in verblichenen Goldlettern zu lesen war. Dort hatte der berühmte Redner am 15. Juli 1832 das Licht der

Welt erblickt, und man hätte in mehr als einer Hinsicht Vergleiche anstellen können zwischen seinem spärlichen Duodeztalente, den katholisch-legitimistischen Vorurteilen, die ihm eingeimpft waren, und diesem kleinen, dürftigen Bürgerhause mit einem Kloster und einem Herrenhause zu beiden Seiten und einer Provinzialakademie davor.

Roumestan war gerührt, wie immer, wenn das Leben ihn seiner eignen Persönlichkeit gegenüberstellte. Seit vielen Jahren war er nicht dagewesen, und jetzt hatte es der Laune dieses Mädchens bedurft, ihn herzuführen.... Die Unveränderlichkeit der Dinge überraschte ihn. Er erkannte an den Mauern noch die Spur eines Fensterladenriegels, den er als Kind im Vorbeigehen jeden Morgen umzudrehen pflegte. Die Säulenschäfte, die kostbaren Marmorblöcke der Akademie warfen ihre klassischen Schatten noch immer auf die gleichen Stellen; die Rosenlorbeeren des Herrenhauses verbreiteten noch immer denselben bittern Geruch, und hier war noch dasselbe schmale Fenster, von dem aus Mutter Roumestan ihm winkte, wenn er aus der Klosterschule kam, und ihm zurief: „Komm schnell herauf, der Vater ist schon da.“ Und der Vater war kein Freund vom Warten.

„Wie, Numa, ist es wahr?“ fragte Hortense, „du bist in der Klosterschule erzogen worden?“

„Ja, Schwesterchen, bis zum zwölften Jahre.... Dann brachte mich Tante Portal in das Marienpensionat, das feinste der Stadt ... aber bei den Ignorantiner Mönchen der Klosterschule, da unten in der großen Bude mit den gelben Fensterladen, habe ich lesen gelernt.“

Und schaudernd erinnerte er sich des unter dem Katheder stehenden mit Salzwasser gefüllten Eimers, in welchen die Ruten eingetaucht wurden, um die Hiebe mit denselben möglichst empfindlich zu machen, an den ungeheuren mit Steinplatten belegten Lehrsaal, wo man das Auswendiggelernte auf den Knieen hersagen und für die geringste Strafe sich, die Hand bald ausstreckend, bald zurückziehend, zu dem Klosterbruder hinschleppen mußte, der stramm und streng in seiner schwarzen, faltigen Soutane dastand, welche infolge jenes Hiebausteilens unter dem Arme in die Höhe gezogen war

... zum Bruder Küchentopf, wie man ihn nannte, weil er sich auch mit der Küche befaßte ... an das „Hopp!" womit der liebenswürdige Klosterbruder seine Schläge begleitete, an das Brennen in den mit Tinte befleckten Fingerspitzen, in welchen es wie von tausend Nadelstichen prickelte. Und als Hortense sich über die Roheiten dieser Züchtigungen entrüstet zeigte, berichtete Roumestan von andern, die noch grausamer waren, und deren eine darin bestand, daß die armen Sünder den frisch begossenen Fußboden samt seinem zu Schmutz und Kot gewordenen Staube ablecken mußten, bis ihr zarter Gaumen wund war.

„Aber das ist ja entsetzlich! ... Und diese Leute verteidigst du! ... Und sprichst für sie in der Kammer!"

„Ah, mein Kind, das ist Politik," bemerkte Roumestan, ohne aus der Fassung zu kommen.

Während des Sprechens setzten sie ihren Marsch durch ein Labyrinth von düstern kleinen Gassen von orientalischem Charakter fort, in denen alte Frauen auf den Steinschwellen ihrer Hausthüren schliefen; dann gelangten sie in größere, weniger finstere Straßen, die aber in ihrer ganzen Breite mit großen Streifen weißen Kattuns überspannt waren, an denen gedruckte Inschriften hin und her schaukelten, wie: Kurzwaren, Tuchwaren, Schuhgeschäft 2c. So gelangten sie auf den sogenannten „Kleinen Platz" von Aps, ein enges Viereck, dessen Asphaltpflaster unter den Strahlen der Sonne halb zerschmolzen war, und um welches ringsherum Geschäftslokale standen, die um diese Stunde geschlossen und lautlos ruhten, und in deren Nähe, im kurzen Schatten der Mauern, Stiefelputzer, mit dem Kopfe auf ihrem Wichskasten liegend, schnarchten, die Glieder gleich Ertrunkenen lang ausgestreckt, als hätte sie der Sturm, der eben wütete, ans Land geworfen. Ein unvollendetes Denkmal stand zur Zierde im Mittelpunkt des „Kleinen Platzes". Als Hortense wissen wollte, worauf dieser weiße, einsame Marmor warte, lächelte Roumestan ein wenig verlegen.

„Das ist eine ganze Geschichte!" sagte er, seinen Schritt beschleunigend.

Der Stadtrat von Aps hatte nämlich beschlossen, dem

großen Mann ein Denkmal zu setzen, aber die Liberalen von der „Avantgarde“ *) erhoben gegen diese Vergötterung eines Lebenden so starken Widerspruch, daß seine Freunde nicht wagten, sich darüber hinwegzusetzen. Die Statue war fix und fertig, und man wartete wahrscheinlich nur auf seinen Tod, um sie aufzustellen. Sicherlich ist es ein ruhmvolles Bewußtsein, zu wissen, daß man sofort nach seinem Leichenbegängnis eine bürgerliche Auferstehung haben wird und bloß in die Gruft zu sinken hat, um sich in Marmor oder Bronze wieder zu erheben; aber dieses leere, von der Sonne jetzt blendend erleuchtete Piedestal machte auf Roumestan den Eindruck einer majestätischen Familiengruft, und es bedurfte des Anblicks der Arena, um seine düstern Gedanken zu verscheuchen. Das alte Amphitheater, welches ohne das lärmende Getriebe vom Sonntag wieder sein gewöhnliches, feierliches Aussehen einer friedlichen, großartigen Ruine hatte, ließ zwischen seinen dichten Gittern hindurch in die geräumigen feuchten und kalten Gänge blicken, wo der Boden sich stellenweise vertiefte und die Steine sich unter dem Tritte der Jahrhunderte gelockert hatten.

„Wie traurig das aussieht!“ sagte Hortense, indem sie Valmajours Tambourin zurückwünschte: für Numa aber war es nicht traurig. Er hatte hier die schönsten Stunden seiner Kindheit mit all ihren Freuden, all ihren Wünschen verlebt. Oh, wenn er nur an die Sonntage mit den Stiergefechten dachte, an denen er mit andern Kindern, die so arm waren wie er selbst und keine zehn Sous hatten, ein Billet zu kaufen, um die Gitter herumschlenderte! In der glühenden Nachmittagssonne spähten sie, da der Reiz des Vergnügens selbst ihnen verwehrt war, nach dem Wenigen, was sie zwischen den schweren Mauern hindurch erblicken konnten: eine Ecke vom Cirkus, die mit blendend weißen Strümpfen bekleideten Beine der Stierfechter, das wütende Stampfen der Tiere, den Staub, den der Kampf aufwirbelte und der mit dem Geschrei, dem Gelächter, den Bravos, dem Gebrüll und dem ganzen Getöse, das sich aus dem vollen Gebäude

*) Name einer Zeitung.

erhob, in den Lüften verschwand. Die Verlockung zum Eintritt war allzustark; und so lauerten die Verwegensten auf den Augenblick, wo der Wächter sich vom Eingang entfernte, um sich dann mit einiger Anstrengung zwischen den Stangen hindurchzuzwängen.

„Ich bin immer durchgekommen," sagte Roumestan mit aufgeräumter Miene, und seine ganze Lebensgeschichte ließ sich in der That in diese wenigen Worte zusammenfassen: war es Glück oder Geschicklichkeit, so eng auch ein Gitter sein mochte, der Mann des Südens kam immer durch.

„Freilich," fügte er seufzend hinzu, „war ich auch magerer als heute." Und dabei schweifte sein Blick mit einem Ausdruck komischen Bedauerns von dem dichten Gitterwerk der Bogenwölbungen auf die breite, weiße Weste, unter der seine vollen vierzig Jahre anfingen sich bemerklich zu machen.

Hinter dem riesigen Bau wartete, vor Wind und Sonne geschützt, der Wagen. Ménicle, der in seinem langen, schweren, königsblauen Sackrock auf dem Bock zwischen zwei Vorratskörben eingeschlafen war, mußte geweckt werden. Vor dem Einsteigen zeigte Roumestan seiner Schwägerin noch von weitem eine alte Herberge, die den Namen führte „Au Petit Saint-Jean, messageries et roulages" (Zum Kleinen Heiligen Johann, Personen- und Güter-Beförderung) und deren weißes Mauerwerk mit den weit geöffneten Schuppen einen ganzen Teil des Platzes einnahm, auf welchem ausgespannte, alte, bestaubte Kutschen und zweirädrige, nach hinten gestülpte Karren mit den Deichseln in der Luft unter ihren grauen Schirmdächern umherstanden.

„Sieh dorthin, Schwesterchen," sagte er in bewegtem Tone . . . „Da ist es, wo ich mich vor einundzwanzig Jahren auf die Reise nach Paris begab. . . . Wir hatten noch keine Eisenbahn. Man nahm den Postwagen bis Montélimart, dann ging es auf der Rhone weiter. . . . O wie glücklich war ich damals, und wie fürchtete ich mich vor eurem großen Paris! Es war des Nachts, ich erinnere mich noch ganz genau . . ."

Er sprach schnell und durcheinander, da immer neue Erinnerungen in ihm auftauchten:

„... Nachts zehn Uhr im November ... der Mond schien hell.... Der Kondukteur hieß Foque und spielte keine kleine Rolle! ... Während er anspannte, gingen wir auf und ab, Bompard und ich ... Bompard, du kennst ihn ja ... wir waren damals schon gute Freunde. Er war Studiosus der Pharmacie, oder bildete sich wenigstens ein, es zu sein, und hoffte, mir bald nachzukommen. Wir schmiedeten Pläne, träumten von einem Zusammenleben und wollten uns gegenseitig unterstützen, um rascher zum Ziele zu gelangen. Inzwischen sprach er mir Mut zu und gab mir Ratschläge, da er der ältere war.... Am meisten fürchtete ich mich davor, lächerlich zu erscheinen ... Tante Portal hatte mir für die Reise einen großen Mantel, einen sogenannten Raglan, anfertigen lassen, zu dem mir das rechte Vertrauen fehlte.... Da ließ mich Bompard vor sich hergehen ... noch sehe ich meinen Schatten mir zur Seite.... Und feierlichen Tones mit der gewissen Miene, die er sich zu geben weiß, sagte er zu mir: ‚Du kannst so gehen, mein Lieber, du bist nicht lächerlich ...‘ O die Jugend, die Jugend! ...“

Hortense, die nunmehr fürchtete, gar nicht mehr aus dieser Stadt hinauszukommen, wo der große Mann in jedem Stein einen beredten Grund zur Säumnis fand, drängte ihn jetzt sanft nach dem Wagen hin: „Wie wäre es, wenn wir einstiegen, Numa,“ sagte sie, „wir könnten ebensogut unterwegs plaudern ...“

Fünftes Kapitel.

Valmajour.

Von der Stadt Aps nach dem Mont de Cordoue hat man kaum mehr als zwei Stunden Wegs zurückzulegen, zumal wenn der Wind im Rücken ist. Mit seinen zwei kleinen, feurigen Pferden von der Rasse, der man auf der Rhoneinsel Camargue begegnet, ging der Wagen ganz von selbst, von dem Sturm getrieben, der ihn rüttelte und schüttelt.

und das Leder seines Verdecks hinabtrieb oder es aufblähte gleich einem Segeltuch. Hier heulte er nicht mehr wie an den Wällen und unter den Wölbungen der Ausfallsthore; frei, ohne auf Hindernisse zu stoßen, tobte er über die unabsehbare, wogende Ebene dahin, auf welcher nur einige zerstreute Hütten oder ein einsames Pächterhaus von der grünen Umgebung abstachen, die wie die Ueberbleibsel eines vom Sturm hinweggefegten Dorfes aussahen, zog er bald am Himmel gleich einer Rauchwolke hin oder fuhr er gleich einer Sturmeswoge über die hohen Getreidefelder und die Olivenbäume, deren silberweiße Blätter erzitterten und glitzerten, und wenn er sich rückwärts wandte, daß ganze Wolken gelblichen Staubes emporwirbelten und die Räder des Wagens knarrten, so beugte er die dichten Cypressenreihen und das hohe Schilfrohr zur Erde nieder, daß es in seinen langen Blättern rauschte, als flösse ein munterer Bach die Landstraße entlang. Wenn der Sturm eine Minute wie atemlos aussetzte, so machte sich alsbald die Schwüle des Sommers geltend, und eine wahrhaft afrikanische Hitze entstieg dem Erdreich, welche aber schnell wieder durch den wohlthätigen und neubelebenden Hauch des Sturmwindes verscheucht wurde, der sich erfrischend nach allen Richtungen ausbreitete bis zu jenen niedrigen, grauen, düster erscheinenden Hügelreihen hin, die im Hintergrund jeder provençalischen Landschaft auftauchen, denen aber die untergehende Sonne eine bunte, feenhafte Färbung verleiht.

Man begegnete nicht vielen Menschen. Von Zeit zu Zeit sah man Lastwagen von den Steinbrüchen mit einer Ladung behauener, ungeheurer Steine zurückkehren, oder eine alte Bäuerin von Villes-des-Baux, unter einer Butte mit aromatischen Kräutern gebeugt, daherwanken, — die Kutte eines Bettelmönches, der, mit dem Zwerchsack auf dem Rücken, den Rosenkranz am Arme, seinen harten, wie ein Kieselstein vom Ufer der Durance glänzenden Schädel in Schweiß gebadet einherschritt, oder auch eine Gesellschaft heimkehrender Wallfahrer, eine Fuhre geputzter Frauen und Mädchen mit schönen, schwarzen Augen, keck aufgestecktem Haar und fliegenden weißen Bändern, auf dem Rückweg

von Sainte-Baume oder Notre-Dame-de-Lumière. Der Mistral verlieh all dem, der harten Arbeit und dem Elend wie der frommen Pflichterfüllung der Landleute einen gewissen Anstrich von Gesundheit und gutem Humor, indem er auf seinem Wege alles auffegte und durcheinanderschüttelte: das „Ho! hüoh!“ der Fuhrleute, das Geklingel der blauen Glasringelchen, die das Zugvieh am Halse trug, das Psalmodieren des Mönches, die schrillen Lobgesänge der Wallfahrer und das Volkslied, das Roumestan, von der heimatlichen Luft begeistert, aus voller Kehle und mit großartigen, theatralischen Gebärden nach links und rechts zu den Wagenfenstern heraus ertönen ließ:

„O prächtige Sonne der Provence,
Des Sturmes frohe Gefährtin! . . .“

Plötzlich jedoch unterbrach er sich und rief: „He Ménicle! . . . Ménicle! . . .“

„Herr Numa?“

„Was ist das für ein altes Gemäuer da drüben auf der andern Seite der Rhone?“

„Das, Herr Numa, ist der Schloßturm, der ‚Jonjon‘*) der Königin Johanna.“

„Ach ja, es ist wahr . . . jetzt erinnere ich mich. . . . Armer Jonjon! Sein Name ist ebenso verstümmelt, wie er selbst.“

Und nun erzählte Numa seiner Schwägerin die Geschichte dieses königlichen Schlosses, denn in den provençalischen Sagen wußte er genauen Bescheid. . . . Der rötliche, baufällige Turm da oben datierte aus der Zeit der Sarazenenkriege, war aber noch nicht so alt wie die Abtei, von der man ganz in der Nähe noch halb eingestürzte Mauerüberreste, mit einer Reihe enger Fenster und einem großen, bogenförmigen Thor erblickte, durch die der Himmel blaute. Er zeigte seiner Begleiterin den Fußpfad längs der felsigen Anhöhe, auf welchem die Mönche sich nach dem gleich einer Metallschale glänzenden Teich begaben, um für die Tafel des Abtes Karpfen und Aale zu fischen, und bemerkte beiläufig, daß die Klöster es verstanden hätten, sich immer die schönsten Gegenden für ihr

*) Jonjon = Donjon.

beschauliches, lüsternes Leben auszusuchen, auf den Gipfeln der Berge ihren erhabenen Träumereien nachzuhängen, dann aber herabzusteigen, um den Zehnten von allem zu erheben, was die Natur und die umliegenden Dörfer hervorbrachten. Ah, um das schöne Mittelalter in der Provence, die schöne Zeit der Troubadours und des Minnesanges!... Jetzt wucherte Dorngestrüpp zwischen den Steinplatten, welche einst die Stephanettes und Azalaïs in ihren langen schlichten Gewändern überschritten hatten; Krähen und Eulen krächzen jetzt des Nachts da, wo früher die Troubadours ihre Lieder anstimmten. Aber noch immer lag es wie ein Hauch zierlicher Anmut, wie der Zauber italienischer Heiterkeit und Träumerei über dieser ganzen freundlichen Hügellandschaft, und es war, als durchzittere der Nachhall von Lauten- und Violaklängen die reine Luft. Und Numa, der in seiner Begeisterung ganz vergaß, daß ihn nur seine Schwägerin und Ménicles blauer Sackrock hörten, ließ nach einigen akademischen oder volkstümlichen Reminiszenzen eine jener sinnigen und glänzenden Improvisationen vernehmen, die ihn zum Abkömmling der gewandten französischen Minnesänger stempelten.

„Da ist Valmajour!“ rief plötzlich der Kutscher der Tante Portal, indem er mit der Peitsche die Richtung angab, in welcher die Anhöhe auftauchte.

Sie hatten die Landstraße verlassen und waren in einen längs des Mont de Cordoue in Windungen aufsteigenden Weg eingebogen, der durch Lavendelbüsche verengt wurde, auf denen der Wagen ausrutschte und welche, so oft die Räder sich hindurchwinden mußten, einen brandigen Geruch verbreiteten. Auf halber Höhe sah man inmitten einer Hochfläche am Fuß einer schwarzen Turmruine die Dächer des Pachthofes stufenförmig übereinander aufragen. Hier wohnten seit Jahresgedenken vom Vater auf den Sohn die Valmajours, und zwar auf derselben Stelle, wo einst das alte Schloß gestanden hatte, dessen Namen ihnen geblieben war. Und wer weiß? Vielleicht stammten diese Bauern von den Fürsten von Valmajour ab, die mit den Grafen der Provence und mit dem Hause Baux im Bunde standen. Diese von Roumestan unbedachterweise hingeworfene Bemerkung war ganz nach dem

Geschmacke Hortenses, die sich daraus sofort die wahrhaft vornehme Art des Tambourinschlägers erklärte.

Während sie im Wagen hiervon sprachen, hörte Ménicle auf seinem Sitze voll Staunen zu. Der Name Valmajour kam in der Gegend sehr häufig vor; es gab obre und untre Valmajours, je nachdem sie auf den Bergen oder im Thale wohnten. „Das wären also alles große Herren!...“ Aber der schlaue Provençale behielt seine Bemerkung wohlweislich bei sich. Und während sie in dieser öden, aber großartigen Landschaft langsam weiterfuhren, bemerkte das junge Mädchen, das sich durch die lebhaften Schilderungen Roumestans mitten in einen historischen Roman und in die bunten Träume der Vergangenheit versetzt fühlte, in der Höhe eine junge Bäuerin, die, an einen Bogenpfeiler der alten Ruine gelehnt, etwas seitwärts gewandt und mit den Händen über den Augen nach den Ankömmlingen blickte, und in welcher Hortense eine Prinzessin zu sehen meinte, die in malerischer Stellung von dem Söller ihres Schlosses unter ihrer hohen Spitzhaube hervor herabschaute.

Die Illusion schwand kaum, als die Gäste vom Wagen stiegen und sich der Schwester des Tambourinschlägers gegenüber befanden, die eben beschäftigt war, Weidendecken für die Seidenwürmer zu flechten. Dieselbe erhob sich nicht, obwohl ihr Ménicle von weitem zugerufen hatte: „Holla, Audiberte, da kommen Herrschaften, die deinen Bruder besuchen wollen!“ Ihr feines, regelmäßiges, längliches Gesicht, mit dem olivenfarbenen Teint, bekundete weder Freude noch Ueberraschung — sie verzog keine Miene. Roumestan, der von dieser Zurückhaltung ein wenig betroffen war, nannte seinen Namen: „Numa Roumestan... der Abgeordnete“...

„O, ich kenne Sie wohl...“ sagte sie in gesetztem Tone, und indem sie ihre Arbeit beiseite legte, fügte sie hinzu: „Treten Sie einen Augenblick ein... mein Bruder wird sogleich kommen.“

Beim Aufstehen verlor das Burgfräulein seinen Nimbus. Sie war sehr klein, mit zu langem Oberkörper und hatte einen häßlichen Gang, der ihrem hübschen, aus dem arlesischen Häubchen hervorschauenden und von dem bläulichen Musselin-

umschlagetuch vorteilhaft sich abhebenden Gesichte großen Abbruch that. Man trat ein. Diese Bauernwohnung hatte etwas Großartiges; an einen zerfallenen Turm angelehnt, zeigte sie noch ein in Stein gehauenes adeliges Wappen in ihrer Thüre, die durch ein Wetterdach von Schilfrohr, das in der Sonne krachte, geschützt war, während ein großer Vorhang von gewürfelter Leinwand den Moskitos den Eingang wehrte. Der Saal mit seiner gewölbten Decke und einem hohen altertümlichen Kamin hatte wohl einst der Schloßwache zum Aufenthalt gedient und empfing sein Licht nur durch die grünlichen Fensterscheiben und den Drillichvorhang am Eingang.

In diesem Zwielicht unterschied man den Backtrog von schwarzem Holz, in Form eines Sarkophages, mit künstlich eingeschnitzelten Aehren und Blumen, und darüber einen mit maurischen Glockentürmchen verzierten, weit geflochtenen Brotkorb, wie man ihn in allen provençalischen Bauernhäusern hat, um das Brot darin frisch zu halten. Zwei oder drei Heiligenbilder, die heilige Maria, Martha, und der Taraskische Drachen, eine kleine altmodische Ampel aus rotem Kupfer an einem schönen hölzernen, von einem Schäfer geschnitzten Flaschenzug gehakt, und zu beiden Seiten des Kamins eine Salz- und eine Mehlbüchse vervollständigten mit einem großen Muschelhorne, das zum Zurückrufen der Tiere diente und wie Perlmutter auf dem Kaminsims funkelte, die Ausschmückung des großen Raumes. Ein großer Tisch war der Länge des Saals nach aufgestellt und von Bänken und Schemeln umgeben. An der Decke hingen Zwiebelkränze, auf denen die Fliegen in schwarzen Haufen saßen und auffummten, so oft der Vorhang an der Thüre sich erhob.

„Setzen Sie sich... Sie müssen bei unserm ‚Grand-boire‘ mithalten,“ bemerkte die junge Bäuerin.

Unter dem „Grand-boire“ (dem großen Trunk oder Haupttrunk) verstehen die provençalischen Landleute ihr Vesper, das sie zwischen Mittag und Abend, gewöhnlich auf freiem Felde, bei der Arbeit selbst, im Schatten eines Baumes oder eines Heuschobers, oder auch in der Vertiefung eines Grabens zu sich nehmen. Valmajour aber und sein Vater arbeiteten ganz in der Nähe auf ihrem Gute und kamen daher jetzt,

ihren Imbiß zu Hause zu verzehren. Der Tisch war schon gedeckt; zwei oder drei kleine, tiefe irdene Teller von gelblicher Farbe, eingemachte Oliven und römischer, ganz von Oel glänzender Salat. In dem Weidenkörbchen, in das man die Flaschen und Gläser stellt, glaubte Roumestan Wein zu erblicken.

„Ihr habt also noch Weinberge hier?“ fragte er in gewinnendem Tone, indem er die sonderbare kleine Wilde etwas freundlicher zu stimmen suchte. Aber bei dem Worte „Weinberg“ fuhr sie wie von einer Natter gestochen in die Höhe und ihre Stimme ging vor Wut alsbald in die Fisteltöne über. „Weinberge! Ja, schöne Weinberge . . . es war ihnen viel übrig geblieben von ihren Weinbergen!... Von fünfen hatten sie nur einen einzigen retten können und zwar den kleinsten, der zudem sechs Monate im Jahre unter Wasser gehalten werden mußte — unter Meerwasser aus den Kanälen, das ihnen die Seele aus dem Leibe kostete. Und wer war an alledem schuld? Niemand anders als die ‚Roten‘, diese Schweinehunde, diese Ungeheuer mit ihrer Republik ohne Religion, die alle Greuel der Hölle auf das Land gehetzt hatten!“ ... Je mehr sie sich ereiferte, desto schwärzer und unheimlicher funkelten ihre Augen und ihr ganzes hübsches Gesicht verzerrte sich fratzenhaft; sie verzog den Mund und ihre zu einem schwarzen Knoten zusammenlaufenden Augenbrauen bildeten eine tiefe Falte inmitten ihrer Stirne. Das Drolligste aber dabei war, daß sie während dieses ganzen Zornesausbruchs fortfuhr ihre Arbeit zu verrichten, das Feuer anmachte, den Kaffee für die Männer bereitete, sich bückte und wieder erhob, bald den Blasebalg, bald die Kaffeekanne, bald brennendes Rebholz in den Händen, das sie, wie eine Furie ihre Fackel, schwang. Dann mäßigte sie auf einmal ihre Stimme und sagte ruhig: „Da kommt mein Bruder ...“

Der ländliche Vorhang wurde beiseite geschoben und die hohe Gestalt Valmajours erschien von hellem Licht umflossen in der Thüre, gefolgt von einem kleinen Alten mit glattem Gesichte, der dürr und schwarz, und krumm wie ein kranker Weinstock war. Vater und Sohn verhielten sich

den Gästen gegenüber nicht minder gleichgültig, als Audiberte, und nach einer kurzen Begrüßung setzten sie sich alsbald um den Tisch, auf dem inzwischen auch die von den Besuchern in ihrem Wagen mitgebrachten Lebensmittel aufgepflanzt waren, bei deren Anblick die Augen des alten Valmajour lüstern aufleuchteten. Roumestan, der gar nicht begriff, daß er so wenig Eindruck bei diesen Landleuten hervorrief, kam sogleich auf den großen Erfolg Valmajours vom letzten Sonntag zu sprechen. Das mußte doch dem alten Vater Vergnügen machen!...

„Gewiß, gewiß," brummte der Alte, indem er seine Oliven mit dem Messer aufpickte... „Auch mir hat ja zu meiner Zeit das Tambourin Preise eingebracht." Und bei dem widerwärtigen Lächeln, zu dem er dabei seinen Mund verzog, zeigte sich derselbe Ausdruck, der kurz vorher bei der Tochter in ihrem Zornesausbruch zu Tage getreten war. Letztere saß im Augenblick sehr ruhig auf den Steinplatten des Kamins, beinahe am Boden und hielt ihren Teller auf den Knieen; denn obwohl sie die Herrin und unumschränkte Herrscherin im Hause war, blieb sie doch dem provençalischen Brauche treu, der den Frauen nicht gestattet, mit den Männern zusammen am Tische Platz zu nehmen. Aber auch in dieser demütigen Stellung folgte sie aufmerksam allem, was man sprach, und schüttelte mit dem Kopfe, als sie von dem Feste in der Arena reden hörte. Sie hatte keine Freude am Tambourin, o nein!... Ihre Mutter war vor Aerger über das Musicieren des Vaters gestorben.... Das ist nur für Zechbrüder gut, meinte sie; es hält von der Arbeit ab und kostet mehr Geld, als es einbringt.

„Nun gut, so laßt ihn nach Paris kommen!" sagte Roumestan. „Ich stehe Euch dafür, daß er mit seinem Tambourin dort Geld genug verdienen wird..."

Und der Ungläubigkeit dieser ländlichen Unschuld gegenüber suchte er auseinanderzusetzen, was in Paris derartige Liebhabereien bedeuteten und wieviel man sie sich kosten lasse. Er erzählte von den ehemaligen Erfolgen des Vater Mathurin, des Dudelsackspielers in dem Drama: „La Closerie des genêts". Und welcher Unterschied zwischen dem

plumpen, schrillen bretagnischen Dudelsack, der nur dazu bestimmt scheint, an den Ufern des Wilden Meeres den Reigen der Eskimo anzuführen, und diesem leichten, zierlichen Tambourin der Provence! Das würde allen Pariserinnen den Kopf verdrehen, sie würden alle die Farandole tanzen wollen.... Hortense unterstützte Roumestan, indem sie seine Worte bekräftigte, während der Tambourinschläger mit einem leichten Lächeln und der Siegermiene eines „beau Nicolas“ *) seinen braunen Schnurrbart strich.

„Nun denn, was denken Sie, daß er besten Falles mit seiner Musik verdienen könnte?“ fragte die Bäuerin.

Roumestan besann sich ein wenig.... Ganz genau konnte er es nicht sagen ... „Etwa hundert und fünfzig bis zweihundert Franken ...“

„Monatlich?“ fragte der Alte entzückt.

„O nein, täglich! ...“

Die drei Bauersleute fuhren zusammen und sahen sich gegenseitig an. Hätte ein andrer, als „Moussu Numa“, der Abgeordnete, das Generalratsmitglied, so etwas gesagt, sie hätten an einen Scherz, an eine Fopperei geglaubt. So aber wurde die Sache ernsthaft.... Zweihundert Franken täglich! ... Potz Wetter! ... Der Musiker war, was ihn betraf, sofort dafür. Die Schwester, von etwas vorsichtigerer Natur, hätte gewünscht, von Roumestan eine schriftliche Abmachung zu erhalten, und begann daher bedächtig und mit niedergeschlagenen Augen, um ihre Habgier nicht aus denselben hervorleuchten zu lassen, in heuchlerischem Tone den Vorschlag zu erörtern. Valmajour war eben außerordentlich nötig für die Wirtschaft, Pécaïré, das konnte man sich denken! Er verwaltete das Gut, bestellte das Feld und den Weinberg, da der Vater nicht mehr recht bei Kräften war. Was würden sie ohne ihn anfangen? ... Er selbst würde sich gewiß auch verlassen fühlen — so ganz allein in Paris! Und sein Geld, seine zweihundert Franken täglich, was würde er in der großen Stadt damit machen? ... Die Stimme

*) Le beau Nicolas: Auf der französischen Bühne der Typus eines schönen, selbstgefälligen, etwas einfältigen Bauern.

versagte ihr fast, als sie von diesem Gelde sprach, das nicht ihrer Obhut anvertraut und von ihr nicht in die verborgensten Fächer ihrer Schränke eingeschlossen werden konnte.

„Nun denn," bemerkte Roumestan, „so kommt doch mit ihm nach Paris!"

„Und das Haus?"

„Vermietet es, verkauft es! . . . Wenn ihr zurückkommt, könnt ihr euch ein viel schöneres erwerben."

Ein unruhiger Blick Hortenses ließ ihn plötzlich innehalten, und wie von einem Gewissensbiß ergriffen, die Ruhe dieser braven Leute zu stören, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Uebrigens ist ja das Geld nicht alles im Leben . . . ihr seid glücklich in eurer jetzigen Lage. . . ."

Audiberte unterbrach ihn lebhaft: „Jawohl, glücklich!... Das Leben wird uns sauer genug! Was meinen Sie denn, es ist heute nicht mehr wie sonst." Und nun begann sie abermals über den Weinbau, die Krappwurzeln, die Purpurkörner und die Seidenwürmer zu jammern; der ganze Reichtum des Landes war verschwunden! Jetzt mußte man sich in der Sonnenhitze abschinden und arbeiten wie das liebe Vieh. . . . Wohl stand ihnen die Erbschaft des Vetters Puyfourcat in Aussicht, der sich seit dreißig Jahren in Algier angesiedelt hatte, aber dieses Algier war gar so weit weg, in Afrika. . . . Und mit einem Male, als wolle sie „Moussu Numa", den sie etwas zu sehr vor den Kopf gestoßen zu haben fürchtete, wieder neu anregen, sagte die verschlagene, kleine Person mit katzenartiger Freundlichkeit in ihrem schmeichelnden, singenden Tone zu ihrem Bruder: „Wie wär' es, Valmajour, wenn du uns eins aufspieltest, um diesem schönen Fräulein ein Vergnügen zu machen?"

Und ihre schlaue Berechnung hatte sie nicht getäuscht. Beim ersten Wirbelschlag, beim ersten silberhellen Flötentriller war Roumestan hingerissen und begann zu schwärmen. Der Jüngling spielte draußen vor dem Hause, an den Rand einer alten Zisterne gelehnt, dessen bogenförmige, von einem wilden Feigenbaum umrankte Eisenumfassung die schlanke Gestalt mit dem schwarzbraunen Gesicht wunderbar umrahmte. Hier, in seinen bestaubten Arbeitskleidern mit nackten

Armen und offner Brust, erschien er noch weit stolzer und ritterlicher als in der Arena, wo seine natürliche Anmut durch den sonntäglichen Putz trotz allem einen theatralischen Anstrich bekam. Und die alten Weisen der ländlichen Musik weckten die von der Abendsonne vergoldeten Ruinen aus ihrem steinernen Schlummer und schwangen sich, von der Stille und Einsamkeit einer schönen Landschaft verklärt, gleich Lerchen über die majestätischen Bergabhänge mit ihren grauen, hier und dort von Kornfeldern durchschnittenen Lavendelsträuchern, ihren verdorrten Weinranken und breitblättrigen Maulbeerbäumen, deren Schatten länger fielen in dem Maße, als sie lichter wurden. Der Sturm hatte sich gelegt. Die untergehende Sonne sendete ihre Flammenstrahlen über die rötlich blaue Hügelreihe und zauberte feenhafte Teiche von flüssigem Porphyr und schmelzendem Golde in die Vertiefungen der Felsen, während es am ganzen Horizont zu schimmern und zu leuchten begann, als wären über denselben die Saiten einer glühenden Lyra ausgespannt, deren Klänge man in dem gleichmäßigen Zirpen der Grillen und dem Wirbeln des Tambourin zu hören meinte.

In stummem Entzücken saß Hortense an der Brustwehr des einstigen Schloßturmes und lauschte, auf das Bruchstück einer kleinen Säule gestützt, an das sich ein verkrüppelter Granatbaum anlehnte, voll Bewunderung, während ihr romantisches Köpfchen den Sagen, die es unterwegs in sich aufgenommen hatte, träumerisch nachhing. Sie sah im Geiste das alte Schloß mit seinen Türmen und seinen Ausfallsthoren aus seinen Trümmern auferstehn; in den hohen Kreuzgewölben ergingen sich schöne Frauen in langen Miedern und mit dem matten Teint, dem selbst die Hitze keine Farbe verlieh. Sie selbst war eine Prinzessin von Baux mit einem hübschen mittelalterlichen Namen, und der ihr das Ständchen brachte, war ebenfalls ein Prinz, der letzte Valmajour, in Bauerntracht.

Und als das Spiel zu Ende war, — „Adonc la chanson finie,“ wie es in den alten Berichten von den Minnesängern heißt, brach sie einen Granatzweig ab, der schwer voll purpurroter Blüten über ihrem Haupte hing, und

reichte ihn als Preis für seine Huldigung dem schönen Sänger dar, der ihn ritterlich entgegennahm und an dem Schnurwerk seines Tambourins befestigte.

Sechstes Kapitel.

Minister!

Drei Monate sind seit diesem Ausflug nach dem Mont de Cordoue vergangen.

Das Parlament ist in Versailles soeben eröffnet worden und zwar unter strömendem Novemberregen; dichte Nebelwolken senken sich bis an die Bassins des Parks herab und hüllen die beiden Kammern in Nässe und trübseliges Dunkel ein, vermögen aber die politischen Leidenschaften nicht zu dämpfen. Die Session beginnt unter drohenden Zeichen. Immer neue Züge mit Abgeordneten und Senatoren folgen einander, kreuzen sich und pfeifen und zischen und stoßen drohend ihre Rauchwolken in die Lüfte, als wären auch sie von den Gehässigkeiten und Ränken getrieben, welche sie unter Regengüssen nach Paris zurückgeleiten; und während dieser einstündigen Eisenbahnfahrt werden die Diskussionen, die das Geräusch der Räder auf den Schienen übertönen, mit derselben leidenschaftlichen Bitterkeit fortgesetzt, wie auf der Rednerbühne. Am lärmendsten und erregtesten ist Roumestan. Er hat seit der Wiedereröffnung bereits zwei Reden gehalten; er spricht in den Ausschußsitzungen, in den Wandelgängen, auf dem Bahnhofe und in den Erfrischungszimmern, und seine Stimme läßt die Glasbedachung der Photographen-Salons erzittern, in denen die Fraktionen der gesamten Rechten sich vereinigen. Ueberall sieht man seine untersetzte, bewegliche Gestalt, seinen dicken, immer in Aufruhr befindlichen Kopf und die breiten, unaufhörlich sich hin und her bewegenden Schultern, vor welchen das Ministerium zittert, das er als gewandter und kräftiger Ringer des Südens im Begriff steht, nach allen Regeln der Kunst zu Falle zu

bringen. Ach, der blaue Himmel, die Tambourinklänge, das Zirpen der Grillen, die ganze leuchtende Pracht der Ferien, sie ist dahin! Numa denkt keinen Augenblick mehr daran zurück, sondern geht völlig in dem Strudel seines Doppellebens als Advokat und Politiker auf; denn nach dem Vorbild seines alten Meisters Sagnier hat er beim Eintritt in die Kammer keineswegs auf seine Praxis als Advokat verzichtet, und jeden Abend drängt man sich von sechs bis acht Uhr vor der Thüre seiner Kanzlei in der Rue Scribe.

Roumestans Kanzlei ist wie ein Gesandtschaftsbüreau ausgestattet. Der erste Sekretär, die rechte Hand des Parteiführers, sein Berater und Freund, ist ein ausgezeichneter Jurist, Namens Méjean, der, wie die ganze Umgebung Numas, aus dem Süden stammt, aber aus jenem felsigen Süden der Cevennen, welcher mehr von Spanien, als von Italien hat, und in seinem Wesen wie in seinen Worten die kluge Zurückhaltung und den praktischen gesunden Menschenverstand Sancho Pansas bekundet. Untersetzt und stämmig, mit schon kahlem Scheitel und dem gelblichen Teint, wie er rastlosen Arbeitern eigen ist, besorgt Méjean allein die ganze Leitung der Geschäfte, sieht die Aktenstöße durch, bereitet die Reden vor und sucht die klangvollen Phrasen seines Freundes und, wie Eingeweihte wissen wollen, seines künftigen Schwagers durch thatsächliches Material zu bekräftigen. Die andern Sekretäre, die Herren von Rochemaure und von Lappara, zwei junge, dem ältesten Provinzialadel angehörige Referendare, sind nur zur Schaustellung da, und sollen bei Roumestan in die Politik eingeweiht werden.

Lappara, ein schöngewachsener, stattlicher junger Mann, mit warmem Teint und rötlichem Barte, Sohn des Marquis von Lappara, des Hauptes der royalistischen Partei in der Gegend von Bordeaux, trägt unverkennbar den Typus des kreolischen, großsprecherischen, abenteuer- und duellsüchtigen Südens an sich. Ein fünfjähriger Aufenthalt in Paris, hunderttausend Franken Spielschulden im Klub, die mit den Diamanten der Mutter bezahlt wurden, haben hingereicht, um ihm den Boulevardaccent und das glänzende Aeußere

eines gewiegten und vornehmen Lebemannes zu verleihen. Von ganz anderm Schlage ist der Vicomte Charlexis von Rochemaure, ein unmittelbarer Landsmann Numas, der bei den „Pères de l'Assomption“ erzogen worden ist und seine Rechtsstudien in der Provinz unter der Aufsicht seiner Mutter und eines Geistlichen gemacht hat; ihm ist von seiner Erziehung her ein unschuldvolles, schüchternes Wesen geblieben, das in grellem Gegensatze zu seinem Knebelbarte nach Art Louis XIII. steht, so daß er zu gleicher Zeit einen stutzerhaften und einen einfältigen Eindruck macht.

Der langbeinige Lappara läßt es sich angelegen sein, diesen jungen Pourceaugnac in das Pariser Leben einzuweihen. Er zeigt ihm, wie man sich kleidet, sagt ihm, was „chic“ ist und was nicht, wie man mit vorgebeugtem Kopf und blödem Ausdruck gehen und wie man beim Niedersitzen die Beine ausstrecken muß, um die Knieform sich nicht in den Hosen abprägen zu lassen. Er möchte ihm seinen kindlichen Glauben an die Menschheit und seine Freude an der Schreiberei benehmen, die ihn zum Federfuchser stempelt. Aber nein, der Vicomte liebt seine Arbeit, und wenn Roumestan ihn nicht mit nach der Kammer oder nach dem Justizgebäude nimmt, wie z. B. heute, dann bleibt er stundenlang an dem langen, neben dem Kabinett des Chefs für die Sekretäre aufgestellten Tische sitzen, um ganze Stöße von Akten zu kopieren. Der Sprößling von Bordeaux hat sich einen Polsterstuhl ans Fenster gerollt und blickt mit ausgestreckten Beinen, die Zigarre im Munde, durch den Regen auf die schmutzige, dampfende Straße und nach der langen Reihe von Equipagen, die zu Madame Roumestans Empfangstag längs des Trottoirs mit erhobener Peitsche aufgepflanzt stehen.

Welcher Andrang! Und es hat noch kein Ende, noch immer treffen weitere Wagen ein. Lappara, der sich rühmt, die Livreen der Pariser Welt von Grund aus zu kennen, kündigt laut an: „Die Herzogin von San Donnino . . . der Marquis von Bellegarde . . . Teufel! Auch die Monconseils . . . Ah! Da muß etwas Besondres los sein!“ Und indem er sich einer langen, hageren Gestalt zuwendet, die am Kamin

ihre Baumwollhandschuhe und ihre farbigen, für die Jahreszeit etwas zu dünnen, sorgfältig über Zeugstiefeletten aufgestülpten Beinkleider trocknet, fragt er: „Wissen Sie etwas, Bompard?"

„Ich? . . . Natürlich! . . ."

Bompard, der Mameluck Roumestans, vertritt gewissermaßen die Stelle eines vierten Sekretärs, der die äußeren Angelegenheiten besorgt, nach Neuigkeiten ausgeht und in ganz Paris den Ruhm seines Herrn verkündet. Seinem Aussehen nach zu schließen, wird er bei diesem Geschäft nicht reich; doch ist das nicht Numas Schuld. Eine Mahlzeit täglich und dann und wann einen halben Louisdor, — mehr wollte dieser sonderbare Schmarotzer, dessen Dasein für seine vertrautesten Freunde ein Rätsel blieb, nie annehmen. Ihn aber fragen, ob er etwas Neues wisse, Zweifel in Bompards Einbildungskraft setzen, — dazu gehörte eine wahrhaft kindliche Einfalt.

„Jawohl, meine Herren . . . und zwar etwas sehr Ernstes . . ."

„Was denn?"

„Man hat soeben auf den Marschall geschossen!"

Allgemeine Betroffenheit. Die jungen Leute sehen einander an, dann betrachten sie Bompard; endlich fragt Lappara, auf seinem Sitze ausgestreckt, ganz ruhig: „Und Ihr neues Asphaltunternehmen, mein Bester, wie steht es damit?"

„Ach was, Asphaltunternehmen! Ich habe ein weit besseres Geschäft in Aussicht."

Und ohne sich weiter über den geringen Eindruck zu verwundern, den seine Nachricht von dem Attentat auf den Marschall hervorbringt, fängt er alsbald an, von seinem neuen Unternehmen zu erzählen. O ein brillantes Geschäft und so einfach! Es handelt sich nur darum, die Prämien im Wert von 120,000 Franken einzusacken, welche die schweizerische Regierung jedes Jahr anläßlich des Bundesschießens auszusetzen pflegt. Bompard verstand sich in seiner Jugend sehr gut aufs Vogelschießen; er brauchte sich also bloß wieder ein wenig einzuüben und hundertzwanzigtausend Franken Rente waren ihm zeitlebens gesichert. Das kostete wenigstens keine große Mühe! Man hatte nur die Schweiz

in kleinen Tagereisen von Kanton zu Kanton mit der Büchse auf der Schulter zu durchwandern . . .

In vollem Eifer beschrieb der Schwärmer die Gletscher, welche er erkletterte, die Thäler und Ströme, über die sein Fuß setzte, und ließ ganze Lawinen vor den verblüfften jungen Leuten in die Tiefe stürzen. Von allen Ausgeburten seiner wahnwitzigen Phantasie war diese wohl die tollste, und dabei sprach er mit fieberhaft leuchtenden Augen, einer innern Ueberzeugung und einem Feuer, das seine Stirne bald anschwellen ließ, bald mit tiefen Runzeln durchfurchte.

Die plötzliche Ankunft Méjeans, der ganz außer Atem vom Justizgebäude zurückkehrte, unterbrach Bompards Redefluß.

„Große Neuigkeit!" . . . rief er, indem er seine Mappe auf den Tisch warf . . . „Das Ministerium ist gestürzt."

„Nicht möglich!"

„Roumestan übernimmt das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts . . ."

„Das wußte ich schon," sagte Bompard.

Und indem er das Lächeln der Anwesenden bemerkte, bekräftigte er: „Jawohl, meine Herren . . . ich war dabei und komme eben von dort."

„Und Sie haben es nicht gesagt?"

„Wozu? . . . Man glaubt mir ja doch nicht . . . Mein Accent ist wohl daran schuld," fügte er mit einer unverwüstlichen Harmlosigkeit hinzu, deren Komik in der allgemeinen Aufregung verloren ging.

„Roumestan Minister!"

„Ja, Kinder, unser Chef ist ein schlauer Kopf," bemerkte wiederholt der lange Lappara, indem er sich laut lachend auf seinen Polstersitz zurückwarf und die Beine in die Höhe streckte . . . „Und wie fein er seine Sache eingefädelt hat!"

Rochemaure erhob sich entrüstet: „Sprechen wir nicht von Schlauheit, mein Lieber . . . Roumestan ist ein Mann von Gewissen und Ueberzeugung. . . . Er geht den geraden Weg wie eine Kanonenkugel."

„Zunächst, mein Kleiner, sind Kanonenkugeln nicht mehr im Gebrauche. Heutzutage gibt es nur noch Granaten . . . Die Granate aber macht so . . ."

Zugleich beschrieb er mit dem Stiefelabsatz eine krumme Linie.

„Großmaul!“

„Dummkopf!“

„Meine Herren . . . meine Herren!“ . . .

Und Méjean dachte bei sich über die eigentümliche, verwickelte Natur Roumestans nach, welche selbst von den ihm nahe Stehenden so verschiedenartig beurteilt werden konnte. „Ein Schlaukopf — ein Mann von Ueberzeugung und Gewissen.“ Dieser zweifachen Ansicht begegnete man auch im Publikum. Er, der ihn besser kannte, wußte wohl, welch ein Gemisch von Leichtfertigkeit und Trägheit den Grundzug seines Charakters ausmachte und seinen Ehrgeiz mäßigte, so daß er zumal besser und schlechter war, als sein Ruf.

Aber war die Neuigkeit auch in der That begründet? Begierig, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, warf Méjean einen prüfenden Blick in den Spiegel und verließ das Büreau, um bei Madame Roumestan vorzusprechen.

Schon vom Vorzimmer aus, wo die Bedienten mit Pelzmänteln auf dem Arme warteten, vernahm man ein von dem Getäfel der hohen Zimmerdecken und den prächtigen Tapetenbehängen gedämpftes Gemurmel. Gewöhnlich empfing Rosalie ihre Gäste in ihrem kleinen Salon, der mit seinen leichten Stühlen, seinen zierlichen Tischen und den zahlreichen gegen die Fenster aufgestellten Pflanzen, in deren glänzend grünen Blättern ein sanftes Licht spielte, das Aussehen eines Wintergartens hatte. Das genügte für ihren vertraulichen Umgang als einfache Pariserin, die, fern von jedem Ehrgeiz, im Schatten ihres großen Mannes verschwand und außerhalb des kleinen Kreises, in welchem man ihre Ueberlegenheit kannte, für eine harmlose, unbedeutende Persönlichkeit galt. Heute aber waren die beiden großen Empfangszimmer überfüllt und laut genug ging es darin zu; immer neue Gäste strömten herbei, das ganze Aufgebot der Freunde und Bekannten und eine Menge Gesichter, welche Rosalie auch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren.

Sehr einfach in einem veilchenblau schillernden Kleide, das ihre schlanke Gestalt und das anmutige Gleichmaß ihres

ganzen Wesens vorteilhaft zu Tage treten ließ, empfing sie alle mit dem gleichen, etwas stolzen Lächeln, der spröden Kälte, von welcher seiner Zeit Tante Portal sprach. Keine Spur von Uebermut dem neuen Glücke gegenüber, eher ein wenig Ueberraschung und Unruhe, von der sie jedoch nichts merken ließ. Geschäftig bewegte sie sich von Gruppe zu Gruppe, während die Dunkelheit hereinbrach und der Pariser Salon mit seinen reichen, funkelnden Stoffen und bunten, orientalischen Teppichen durch die von den Dienern herbeigebrachten Lampen und die angezündeten Kronleuchter ein festliches Ansehen gewann.

„Ah, Herr Méjean!" rief Rosalie, indem sie sich für einen Augenblick frei machte, um den Freund zu begrüßen, den sie zu ihrer Freude aus dem lärmenden Schwarm auftauchen sah. Ihre beiden Naturen verstanden sich. Dieser abgekühlte Südländer und die feinfühlende, erregbare Pariserin hatten eine ähnliche Anschauungs- und Auffassungsweise und vermochten gemeinsam das Ungestüm und die Schwächen Numas auszugleichen.

„Ich wollte mich überzeugen, ob die Nachricht wahr sei . . . jetzt zweifle ich nicht mehr daran," bemerkte Méjean, indem er auf die vollen Salons hinwies. Sie überreichte ihm die Depesche, die sie von ihrem Manne erhalten hatte. Und ganz leise fügte sie hinzu: „Was sagen Sie dazu?"

„Eine schwere Aufgabe, aber Sie sind ja da."

„Und Sie auch! . . ." entgegnete sie, indem sie ihm beide Hände drückte und ihn verließ, um neu angekommenen Besuchern ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Zahl der Gäste nahm noch immer zu und niemand machte Miene, sich zu entfernen. Man erwartete den Staatsmann, um aus seinem eignen Munde den Bericht über die Sitzung zu vernehmen und zu hören, wie er mit einem Schlag alles hatte umstürzen können. Schon hinterbrachten einige der Neuhinzugekommenen einzelne Vorfälle aus der Kammer und Bruchstücke der dort gehaltenen Reden. Alles umringte die Erzählenden, und man hörte ein Murmeln der Befriedigung. Besonders die Frauen zeigten sich gespannt und aufgeregt: unter den großen Hüten, die soeben in die Mode kamen,

gewahrte man auf ihren hübschen Gesichtern jene leichte, fieberhafte Röte, die man auf den Wangen der Spielerinnen von Monte-Carlo beim „Trente-et-quarante“ bemerkt. War es vielleicht die Mode der Fronde oder die Filzhüte mit der langen Feder, die sie so aufgelegt zum Politisieren machten? Jedenfalls schienen all diese Damen sehr bewandert darin zu sein, und während sie ihre in den reinsten parlamentarischen Ausdrücken geführte Unterhaltung mit dem Schwenken ihrer Müffchen unterbrachen, feierten sie sämtlich den Ruhm des neuen Ministers und überall vernahm man denselben Ausruf: „Welch ein Mann! Welch ein Mann!“

In einem Winkel saß der alte Béchut, Professor am „Collège de France“, ein sehr häßlicher Mann mit einer dicken Nase, die sich über den Büchern verlängert zu haben schien, und nahm aus dem Erfolge Roumestans Anlaß, eine seiner Lieblingsthesen zu erörtern, welche lautete: Die Schwäche der modernen Welt hat ihren Grund in der Stellung, welche die Frau und das Kind in derselben einnehmen; nichts als Unwissenheit und Flitter, Laune und Leichtfertigkeit! „Nun sehen Sie, mein Herr,“ sagte er, „darin eben liegt Roumestans Stärke. Er hat keine Kinder und wußte sich stets dem weiblichen Einfluß zu entziehen.... Darum konnte er sicher und festen Schrittes auf sein Ziel losgehen, ohne auch nur einen Finger breit vom Wege abzuweichen!“

Die gewichtige Persönlichkeit, an die er diese Worte richtete, Kanzleidirektor an der Oberrechnungskammer, ein Mann mit harmlosem Blick und kleinem, rundem, glattem Schädel, in welchem die Gedanken wie trockne Kerne in einem leeren Kürbis rumorten, brüstete sich gravitätisch und gab seine Zustimmung mit einer Miene zu erkennen, welche besagen sollte: „Auch ich, mein Herr, bin ein Mensch dieser höhern Art... auch ich habe mich dem Einfluß, von dem Sie sprechen, zu entziehen gewußt.“

Als der Gelehrte merkte, daß man sich ihm näherte, um zuzuhören, fuhr er mit erhobener Stimme in seiner Rede fort und führte Beispiele aus der Geschichte an: Cäsar, Richelieu Friedrich den Großen, Napoleon, und bewies wissenschaftlich, daß die Frau auf der Stufenleiter der denkenden Wesen um einige

Sprossen tiefer stehe, als der Mann. „In der That, wenn wir die Zellgewebe untersuchen . . .“

Noch interessanter aber war es, den Gesichtsausdruck der beiden Frauen dieser Herren zu beobachten, welche, eine neben der andern sitzend, zuhörten, indem sie eine Tasse Thee schlürften; denn man hatte soeben die kleine Abenderfrischung aufgetragen, die zu dem Lärm der Unterhaltung noch das Geklirr der silbernen Löffel auf den Tellern und Tassen von japanischem Porzellan und den warmen Duft des Samowars und des frisch aus dem Ofen kommenden Backwerks fügte. Die jüngere der beiden Damen, Madame von Boë, hatte durch den Einfluß ihrer Familie aus ihrem Gatten, dem Mann mit dem Kürbiskopf, einem durch Spielschulden zu Grunde gerichteten Adligen, einen Verwaltungsbeamten an der Oberrechnungskammer gemacht, und man zitterte vor Furcht, die öffentlichen Gelder in den Händen dieses verschwenderischen Menschen zu sehen, der bereits sein eignes Vermögen und das seiner Frau durchgebracht hatte. Madame Béchut war einst eine hübsche Frau gewesen, was noch an ihren großen, geistvollen Augen und dem feingeschnittenen Gesichte zu erkennen war, während ihr schmerzlich verzogener Mund von den Kämpfen des Lebens, von einem erbitterten, rast- und rücksichtslosen Ehrgeiz erzählten. Sie hatte es sich zur ausschließlichen Aufgabe gemacht, für die banale Mittelmäßigkeit ihres gelehrten Mannes die höchsten Ehrenämter zu gewinnen und ihm durch ihre nur allzubekannten Beziehungen die Thore der „Académie“, sowie des „Collège de France“ geöffnet. Ein ganzes Gedicht lag in dem Lächeln, welches die beiden Frauen über ihre Tassen hinweg austauschten. Und hätte man bei allen diesen Herren gründlich nachgeforscht, wer weiß, ob sich nicht noch so mancher gefunden haben würde, dem der weibliche Einfluß nicht geschadet hatte.

Plötzlich trat Roumestan ein. Inmitten des lärmenden Durcheinanders der Begrüßungen schritt er hastig durch den Saal gerade auf seine Frau zu und küßte sie auf beide Wangen, bevor sie sich dieser etwas peinlichen Kundgebung erwehren konnte, durch welche die Behauptungen des Physiologen aufs beste Lügen gestraft wurden. Alle Frauen riefen:

„Bravo!“ Dann folgte ein Austausch von Händedrücken, Herzensergießungen und endlich ein aufmerksames Schweigen, während dessen der Staatsmann, an den Kamin gelehnt, in kurzen Zügen die Ereignisse des Tages zu erzählen begann:

Der Meisterstreich, der seit einer Woche vorbereitet war, die Schritte und Gegenschritte, die gethan wurden, die tolle Wut der Linken im Augenblicke ihrer Niederlage, sein eigner Triumph, sein Losdonnern von der Rednerbühne herab bis zum Ertönen der hübschen Antwort, die er dem Marschall erteilte: „Das hängt von Ihnen ab, Herr Präsident!“ alles ward von ihm berührt und in heiterer, mitteilsamer Erregung auseinandergesetzt. Dann wurde Roumestan plötzlich ernst und sprach von den schweren Lasten der Verantwortlichkeit, die ihm sein Posten auferlegte: er hatte das gesamte Unterrichtswesen von Mißbräuchen zu reinigen, die ganze Jugend des Landes zur Verwirklichung der großen in sie gesetzten Hoffnungen vorzubereiten (diese Anspielung ward mit freudigem Zuruf begrüßt), darum wollte er sich mit aufgeklärten Männern umgeben und an alle Gutgesinnten appellieren. Und mit bewegtem Blick schien er dieselben in dem um ihn geschlossenen Kreis zu suchen: „An Sie, Freund Béchut, werde ich mich wenden ... auch an Sie, mein lieber von Boë ...“

Der Augenblick war so feierlich, daß niemand sich fragte, inwiefern die Blasiertheit des Kanzleidirektors von Boë den Verbesserungen des Unterrichtswesens förderlich sein sollte. Uebrigens war die Zahl derjenigen ungefähr Gleichbegabten, welche Roumestan im Laufe des Nachmittags um ihre Mitwirkung zur Erfüllung seiner fürchterlichen Pflichten bezüglich des öffentlichen Unterrichts angegangen hatte, wahrhaft unabsehbar. Im Fach der schönen Künste fühlte er sich weit mehr zu Hause, und sicherlich würde man ihm nicht verweigern.... Unterdrücktes Lachen und schmeichelhafte Ausrufe verhinderten ihn fortzufahren. Darüber herrschte ja bloß eine Stimme in Paris, selbst bei seinen größten Gegnern: für das Ressort der schönen Künste war Numa der richtige Mann. Nun konnte man doch endlich auf eine verständige Prüfungskommission, auf Opernhäuser und ein vom Staat gepflegtes Kunstleben hoffen. Aber der Minister machte diesen

Lobeserhebungen kurz ein Ende, indem er vertraulich und scherzend zu verstehen gab, daß das neue Kabinett fast ausschließlich aus Südländern zusammengesetzt sei. Von acht Ministern hatten die Bezirke von Bordeaux, sowie die ehemaligen Landschaften Périgord, Languedoc und Provence sechs geliefert. „Ja, der Süden behauptet das Feld . . .", bemerkte er mit Feuer. „Paris gehört uns, wir haben alles in Händen. Sie müssen sich darein ergeben, meine Herren. Zum zweiten Male ist Gallien von den Lateinern erobert worden!"

Es war allerdings der echte lateinische Sieger mit dem scharf geschnittenen Kopfe, den breiten, flachgewölbten Wangen, dem feurigen Teint, mit seinem schroffen, ungenierten Wesen, das in diesem echt Pariser Salon fremdartig genug anmutete. Beim Ausbruch der Heiterkeit und des Beifalls, den sein Schlußwort hervorgerufen, verließ er rasch, wie ein guter Schauspieler, der im richtigen Augenblicke abzugehen weiß, seinen Platz am Kamin, gab Méjean ein Zeichen, ihm zu folgen, und verschwand durch eine der Seitenthüren, indem er es Rosalie überließ, ihn bei den Gästen zu entschuldigen. Er war in Versailles beim Marschall zu Tisch geladen und hatte kaum noch die nötige Zeit, sich umzukleiden und einige Aktenstücke zu unterzeichnen.

„Bring mir die Kleider!" rief er dem Diener zu, der eben im Begriffe stand, die drei Gedecke für ihn, seine Frau und Bompard rings um den täglich frisch ausgestatteten Blumenkorb zurechtzulegen, den Rosalie bei keiner Mahlzeit missen wollte. Er war recht froh, nicht daheim essen zu müssen. Der Aufruhr der Begeisterung, den er hinter sich zurückgelassen hatte und noch durch die geschlossene Thür hindurch vernahm, trieb ihn aufs neue unter Menschen, in helle, festliche Beleuchtung. Außerdem hat der Südländer überhaupt keinen Sinn für die Häuslichkeit. Die Bewohner des Nordens im rauhen Klima sind es, die das „home" erfunden haben, den vertraulichen Familienkreis, welchem man in der Provence und in Italien den Aufenthalt vor den Lokalen der Eis- und Limonade-Verkäufer und das laute Treiben auf der Straße vorzieht.

Um vom Speisesaal in Roumestans Advokatenbüreau zu gelangen, mußte man das kleine Wartezimmer durchschreiten, das gewöhnlich um diese Stunde voll von Leuten war, die unruhig nach der Uhr sahen oder, das Auge auf ein illustriertes Journal geheftet, ihren Prozeßangelegenheiten nachhingen. Heute hatte sie Méjean alle verabschiedet, da er sich dachte, daß Numa keine Konsultationen erteilen könne. Einer der Anwesenden war gleichwohl zurückgeblieben, ein junger Mensch in einem nagelneuen Anzuge, in dem er sich so linkisch ausnahm, wie ein Unteroffizier in Zivil.

„Ah, grüß' Gott, Herr Roumestan... wie geht's?... Ich hab' lange auf Sie gewartet!"

Numa erinnerte sich wohl, dieser selben Redeweise, diesem gebräunten Teint, diesem selbstbewußten und doch so tölpelhaften Wesen schon irgendwo begegnet zu sein, aber wo?

„Sie kennen mich nicht mehr?" entgegnete jener... „Valmajour, der Tambourinschläger!"

„Ah ja, freilich... ganz recht."

Er wollte vorübergehen, aber Valmajour hatte sich vor ihm aufgepflanzt und versperrte ihm den Weg, indem er erzählte, daß er schon vorgestern abend eingetroffen sei. „Nur habe ich nicht eher kommen können, wissen Sie. Wenn man so mit der ganzen Familie in einer fremden Stadt ankommt, ist es schwer, Unterkunft zu finden."

„Mit der ganzen Familie?" fragte Roumestan und machte große Augen.

„Nun ja, mit dem Vater und der Schwester... so wie Sie meinten."

Der leichtsinnige Versprecher machte eine Gebärde der Verlegenheit und des Unmuts, wie dies immer geschah, wenn er sich einer jener einzulösenden Karten, einem jener Verfallstermine gegenüber befand, die ihm seine in Augenblicken der Begeisterung, in dem bloßen Bedürfnis, etwas zu sprechen, zu bewilligen und angenehm zu sein, eingegangenen Verpflichtungen zum Bewußtsein brachten.... Mein Gott! Er wünschte ja nichts sehnlicher, als diesem braven Burschen dienlich zu sein, er wollte sehen, er würde schon Mittel und Wege finden.... Jetzt aber sei er in großer Eile...

außergewöhnliche Umstände — die Gunst, womit das Staatsoberhaupt . . . „Kommt hier herein . . .“ sagte er plötzlich lebhaft, als er sah, daß der Bauer noch immer nicht gehen wollte, und hieß ihn ihm auf sein Arbeitszimmer folgen.

Während er dort an seinem Schreibtisch sitzend eilig mehrere Briefe las und unterzeichnete, betrachtete Valmajour das große, reich ausgestattete Zimmer, die Bibliothek, die sich ringsherum an den Wänden hinzog und über welcher Bronzefiguren, Büsten, Kunstgegenstände aller Art zur Erinnerung an ruhmvolle Prozesse, und das Porträt des Königs mit eigenhändiger Widmung angebracht waren. Der feierliche Eindruck des ganzen Orts, die hohen, steifen, geschnitzten Sessel, die Menge Bücher, besonders aber die Gegenwart des sorgfältig in Schwarz gekleideten Dieners, der hin und her ging und behutsam Kleidungsstücke und frische Wäsche auf den Lehnstühlen ausbreitete, beengte ihn; zugleich aber fühlte er sich durch das wohlbekannte, breite, gutmütige Gesicht Roumestans, das dort im hellen Schein der Lampe sich über den Tisch beugte, beruhigt. Nachdem seine Briefe erledigt waren, überlieferte sich der große Mann den Händen des Kammerdieners, und während er das Bein ausstreckte, um sich Hosen und Stiefel ausziehen zu lassen, stellte er Fragen an den Tambourinkünstler und erfuhr mit Schrecken, daß die Valmajours vor ihrer Uebersiedelung Maulbeerbäume und Weinberge, Haus und Hof verkauft hatten.

„Das Gut verkauft, Unglücklicher!“

„Ja, die Schwester war wohl etwas ängstlich . . . aber der Vater und ich, wir gaben nicht nach, und ich sagte ihr: Was könnten wir denn dabei verlieren! Ist denn nicht Numa dort, und ist er es nicht, der uns kommen läßt?“

Es gehörte seine ganze Unbefangenheit dazu, um von dem Minister und vor ihm selbst mit so viel Ungebundenheit zu sprechen. Doch das war es nicht, was Roumestan am empfindlichsten berührte. Vielmehr dachte er an die zahlreichen Feindschaften, die er sich bereits durch die unüberwindliche Sucht, Versprechungen zu machen, zugezogen hatte. Wozu in aller Welt war es nötig gewesen, in das ruhige

Leben dieser armen Leute einzugreifen? Und plötzlich erinnerte er sich an alle Einzelnheiten seines Besuches auf dem Mont de Cordoue, bis ins kleinste — an das Widerstreben der Bäuerin und an seinen Redeaufwand, um sie zu dem fraglichen Entschlusse zu bringen. Warum hatte er es gethan? Welch böser Geist hatte es ihm eingegeben? Dieser Bauer war fürchterlich! An sein Talent erinnerte sich Numa kaum mehr; er sah nur noch die Bürde, die er sich mit dieser ganzen Sippschaft auf den Hals geladen hatte. Schon hörte er die Vorwürfe seiner Frau und empfand die Kälte ihres strengen Blickes. „Die Worte bedeuten doch etwas.“ Und in welche Verlegenheiten konnte er jetzt in seiner neuen Stellung, an der Quelle jeder Gunst, durch diese verhängnisvolle Gutmütigkeit geraten! Aber der Gedanke, daß er Minister war, das Bewußtsein seiner Macht beruhigte ihn alsbald wieder. Was konnten ihm auf dieser Höhe solche Lappalien anhaben? Als unbeschränkter Gebieter im Reich der schönen Künste hatte er ja alle Theater an der Hand und es mußte ihm ein Leichtes sein, jenem Unglücklichen zu helfen. Indem er sich so in seiner eignen Achtung wieder befestigt hatte, schlug er mit dem Bauernburschen einen andern Ton an, und um seiner Vertraulichkeit Einhalt zu thun, teilte er ihm laut und feierlich mit, zu welchen hohen Würden er im Laufe des Tages erhoben worden sei. Zum Unglück stand er in diesem Augenblicke halb entkleidet und wie eingeschrumpft in seidenen Socken auf dem Teppich und sein Wänstlein ragte aus dem Unterbeinkleid von weißem Flanell mit rosenrotem Besatz hervor, weshalb denn Valmajour von der Eröffnung nicht besonders ergriffen zu sein schien; sein Geist vermochte die Zauberformel „Minister“ mit diesem dicken Manne in Hemdärmeln nicht in Einklang zu bringen. Er fuhr daher fort, ihn „Moussu Numa“ zu nennen, und sprach von seiner Musik, von neuen Weisen, die er spielen gelernt habe. O, er konnte es jetzt mit allen Tambourinschlägern von Paris aufnehmen!

„Warten Sie, Sie sollen es sogleich selbst hören.“

Damit sprang er auf, um sein Tambourin im Vorzimmer zu holen. Aber Roumestan hielt ihn zurück, indem

er ärgerlich rief: „Ich habe Euch doch gesagt, daß ich sehr eilig bin, zum Teufel auch!“

„Gut . . . gut. . . . Dann ein andermal . . .“ entgegnete der Bauer in seiner gutmütigen Art.

Und da er Méjean erblickte, der sich soeben näherte, glaubte er der vermeintlichen Bewunderung desselben gegenüber zur Erzählung der Geschichte seiner dreilöchrigen Flöte verpflichtet zu sein: „Es ist mir in der Nacht gekommen, wie ich die Nachtigall singen hörte. Da dachte ich in meinem Sinn: Wie, Valmajour . . .“

Es war dieselbe kleine Rede, die er seinerzeit im Amphitheater zu Aps auf der Festtribüne vorgetragen und mit Rücksicht auf den dadurch erzielten Erfolg harmlos Wort für Wort im Gedächtnis behalten hatte. Aber diesesmal gab er sie mit einer gewissen schüchternen Zurückhaltung und mit einer von Minute zu Minute wachsenden Erregung zum Besten, die über ihn kam, als er Roumestan unter der breiten gestickten Brust eines feinen Oberhemdes mit Perlknöpfen, und in dem stattlichen schwarzen Frack, den ihm der Kammerdiener anzog, vor seinen Augen sich verwandeln sah.

Jetzt schien ihm „Moussu Numa“ größer geworden zu sein. Sein Haupt, das aus Furcht, die weiße Musselineschleife zu zerknittern, eine gewisse stramme, feierliche Haltung annahm, strahlte von dem matten Glanze des Großcordons des St. Annenordens, den er um den Hals geschlungen hatte, und des großen Isabellenordens wider, der auf dem dunklen Tuch gleich einer Sonne glänzte. Jetzt ward der junge Bauer plötzlich von einer schrecklichen Ehrfurcht ergriffen, denn endlich hatte er verstanden, daß einer der Privilegierten der Erde, daß jenes geheimnisvolle, beinahe fabelhafte Wesen, der mächtige Abgott vor ihm stand, zu welchem Wünsche und Begehren, Flehen und Bitten sich nur auf Foliobogen zu erheben wagen — ein Wesen, das so hoch steht, daß die Niedrigen es nie zu sehen bekommen, das so erhaben ist, daß man seinen Namen nur mit leisem Zagen, mit einer Art andächtiger Scheu und salbungsvollem Unverstand ausspricht — der Minister!

Der arme Valmajour geriet dadurch in solche Ver-

wirrung, daß er kaum die wohlwollenden Worte vernahm, mit denen Roumestan ihn verabschiedete und ihn einlud, wieder zu kommen, aber erst in vierzehn Tagen, wenn er sich im Ministerium eingerichtet haben werde.

„Ganz recht . . . ganz recht, Herr Minister . . .“

Damit zog er sich, geblendet von dem Glanze der Orden und der feierlichen Erscheinung des umgewandelten Numa rücklings nach der Thür zurück. Roumestan aber fühlte sich durch diese plötzliche Schüchternheit, die ihm einen hohen Begriff von dem gab, was er nunmehr seine „Ministermiene“ nannte, von seiner majestätischen Haltung, seinem würdevollen Gesichtsausdruck und seinem ernsten Stirnrunzeln sehr geschmeichelt.

Einige Augenblicke später rollte der Wagen Seiner Excellenz dem Bahnhof zu, und bei dem sanften Schaukeln der Karosse mit den strahlenden Laternen, die ihn mit Blitzesschnelle seiner neuen hohen Bestimmung entgegentrug, war der lächerliche Zwischenfall gar bald vergessen. Er berechnete schon die Wirkung seiner ersten Rede als Minister, entwarf allerlei Pläne, setzte sich ein Aufsehen erregendes Rundschreiben an die Rektoren zurecht und dachte daran, was das gesamte Land, was Europa am folgenden Tage zu seiner Ernennung sagen würde, als er bei einer Biegung des Boulevards im hellen Schein der Gaslaterne die Gestalt des Tambourinschlägers mit seinem langen, bis auf die Beine herabhängenden Trommelkasten auf der nassen Straße vor sich auftauchen sah. Betäubt von all dem Lärm umher und wie verdummt harrte derselbe am Rande des Trottoirs auf eine Pause in dem unaufhörlichen Gedränge der Wagen, die zahllos zu dieser Stunde sind, wo alles nach Hause eilt, wo die kleinen Handkarren sich reihenweise zwischen den Rädern der Droschken und der von unten bis oben gefüllten Omnibusse mit schwankendem Verdeck hindurchdrängen, während die Führer der Tramways ihre Signalhörner ertönen lassen. In der hereinbrechenden Nacht, in dem Dampfe den die Feuchtigkeit des Regens aus diesem fieberhaften Treiben ausströmen ließ, in dem Dunstkreis dieser geschäftig wogenden Menge erschien der arme Bursche so verloren,

so heimatlos und wie erdrückt von den hohen Mauern dieser fünfstöckigen Häuser, — er glich so wenig jenem stolzen Valmajour, der unter der Thür seines alten Hauses mit seinem Tambourin die Luft erschütterte, daß Roumestan seinen Blick abwandte und sich von Gewissensbissen ergriffen fühlte, die für Minuten sich wie düstere Schatten auf den blendenden Glanz seines Triumphes lagerten.

Siebentes Kapitel.

Die Passage du Saumon.

In Erwartung ihrer sich als Frachtgut unterwegs befindlichen Mobilien, ohne welche eine häusliche Einrichtung nicht möglich war, hatten sich die Valmajours in der berühmten Passage du Saumon einquartiert, in welcher die Reisenden von Aps und Umgegend seit Menschengedenken abzusteigen pflegten, und die bei Tante Portal so wunderbare Erinnerungen hinterlassen hatte. Die Familie bewohnte dort unter dem Dach ein Zimmer und ein Nebengemach; letzteres war eine Art Holzstall ohne Licht und Luft, in dem die beiden Männer schliefen, während die kaum größere Stube mit ihren wurmstichigen Mahagonimöbeln, dem von Motten zerfressenen, abgenützten Teppich auf den roten, verblaßten Steinfliesen und dem kleinen Mansardenfenster, das ein Stückchen Himmel einrahmte, so gelb und trübe wie die lange, dachförmige Glasbedeckung der Passage, ihnen als ein prächtiges Gemach erschien. In diesem Hundeloch pflegten sie die Erinnerung an die Heimat durch Entwickelung eines starken Geruches nach Knoblauch und gerösteten Zwiebeln, indem sie selbst auf einem kleinen Ofen ihre fremdartigen, exotischen Speisen kochten. Vater Valmajour, der ein großer Feinschmecker war und die Gesellschaft liebte, hätte es vorgezogen, sich zur Table d'hôte zu begeben, deren weiße Leinwand und glänzende Gedecke ihn enzückten, und sich an der geräuschvollen Unterhaltung der Herren Handlungsrei-

senden zu beteiligen, deren Gelächter während der Mahlzeit bis zu ihnen herauf in das fünfte Stockwerk erscholl. Aber die kleine Provençalin widersetzte sich dem aufs bestimmteste.

Sehr erstaunt, bei ihrer Ankunft die schönen Versprechungen Numas — die zweihundert Franken jeden Abend, die seit dem Besuch der Pariser in ihrem phantasiereichen Köpfchen einen wahren Platzregen von Thalerrollen erzeugten — nicht alsbald verwirklicht zu finden, entsetzt darüber, daß alles so außerordentlich teuer war, fühlte sie sich vom ersten Tage an von jener zitternden Angst ergriffen, die das Volk von Paris als „la peur de manquer“ — als die „Furcht, Mangel leiden zu müssen“ bezeichnet. Sie allein hätte sich auch mit Anchovis und Oliven begnügt, wie zur Fastenzeit, té! pardi — aber diese „Mannsleute“ waren ja gefräßig, wie die Wölfe, hier noch weit mehr, als in der Heimat, weil es weniger heiß war; und sie mußte jeden Augenblick in ihr „Säckchen“, eine selbstgenähte Tasche von Kattun greifen, in welcher die aus dem Verkauf von Haus und Hof erzielten dreitausend Franken klirrten. Bei jedem Goldstück, das sie wechselte, mußte sie sich förmlich Gewalt anthun, um sich davon loszureißen, es war ihr, als gäbe sie die Steine ihres Hauses, den letzten Rebstock ihres Weinbergs hin; ihre bäuerische, argwöhnische Habgier, die Furcht, bestohlen zu werden, die sie dazu getrieben hatte, ihr Gut zu verkaufen, statt es zu verpachten, verdoppelten sich in dem unbekannten Dunkel dieser Stadt, des großen Paris, dessen Wogen und Treiben sie von ihrem Dachstübchen aus hörte, ohne es zu sehen, und dessen Getöse in dieser geräuschvollen Gegend der Zentralhallen bei Tag und Nacht nicht ruhte und die Wasserflasche mit den Gläsern auf dem lackierten Brett in ihrer kleinen Gasthausstube beständig aneinanderklirren ließ.

Der Wanderer, der sich in einem berüchtigten Wald verirrt hat, kann seine Habseligkeiten nicht krampfhafter zusammenhalten, als die Provençalin es mit ihrem Geldsack that, wenn sie in ihrem grünen Rocke und ihrem arlesischen Kopfputze über die Straße ging und die Vorübergehenden sich nach ihr umsahen, wenn sie mit ihrem watschligen Gang

in die Läden eintrat und den Dingen allerlei wunderliche Namen gab, den Sellerie „àpi“ und die blauen Gurken „mérinjanes“ nannte, so daß sie, die Französin des Südens, hier in der Hauptstadt ihres Landes zu einer so fremdartigen Erscheinung ward, als wäre sie von Stockholm oder Nischni-Nowgorod gekommen.

Ihr anfänglich sehr bescheidenes, honigsüßes Wesen verwandelte sich, wenn ein Händler wegen ihres unsinnigen Feilschens über sie lachte oder ein andrer ihr grob begegnete, in Wutausbrüche, die auf ihrem hübschen, braunen, jungfräulichen Gesichte Zuckungen hervorriefen und sie in eine laute, eitle Geschwätzigkeit verfallen ließen, in der sie ihre Zunge nicht mehr im Zaume zu halten wußte und sich wie eine Besessene gebärdete. Dann kam die Geschichte vom Vetter Puyfourcat und seiner Erbschaft, von den zweihundert Franken allabendlicher Einnahme und ihr Gönner Roumestan aufs Tapet, von dem sie wie von ihrem unbedingten Eigentum sprach, über das sie nach Gutdünken verfügen könne, indem sie ihn bald vertraulich Numa, bald mit einem salbungsvollen Nachdruck, der noch weit komischer war, „Menistre“ nannte — eine wahre Flut von auvergnatischem Kauderwelsch, von französierter langue d'oc, bis plötzlich ihr Argwohn wieder die Oberhand gewann und sie mit fest aufeinandergepreßten Lippen, als zöge sie die Schnüre ihres Geldsacks zusammen, in abergläubischer Furcht vor ihrem eignen Geschwätz verstummte.

Nach Verlauf von acht Tagen war sie in jener Gegend der Rue Montmartre, wo die Verkaufsläden dicht aneinander gedrängt stehen und zu den immer offenen Thüren mit dem Duft der Kräuter, des frischen Fleisches und der Kolonialwaren zugleich die Geheimnisse des ganzen Viertels ausströmen, in aller Munde. Und gerade die Fragen, die man hier des Morgens bei ihren ärmlichen Einkäufen höhnisch an sie richtete, diese fortwährende Verletzung ihrer Eitelkeit, die Anspielungen auf das beständig verzögerte Auftreten ihres Bruders, auf die Erbschaft des Beduinen, waren es, die Audiberte weit mehr noch, als die Furcht vor Not und Elend gegen Numa und dessen Versprechungen erbitterte, in die sie

anfänglich, als echte Tochter des Südens, wo die Worte in der leichten Luft so viel flüchtiger eilen und so viel leichter wiegen, ein wohlbegründetes Mißtrauen gesetzt hatte.

„Ach, wenn sie sich von ihm doch etwas Schriftliches hätten geben lassen!“

Dieser Gedanke beherrschte sie unausgesetzt, und sorgfältig sah sie jeden Morgen, wenn Valmajour aufs Ministerium ging, nach dem gestempelten Blatt Papier in der Tasche seines Ueberrocks.

Aber Roumestan hatte andre Papiere zu unterzeichnen, als dieses, und andres im Kopfe, als das Tambourin. Er richtete sich im Ministerium mit jenem Durcheinander, jener fieberhaften Sucht der Umwälzung und jenem edlen Eifer ein, der sich an solche Besitzergreifungen zu knüpfen pflegt. Alles war ihm neu, die großen Räume des Amtsgebäudes sowohl, wie auch die erweiterten Gesichtspunkte seiner hohen Stellung. Auf die höchste Stufe gelangen, „Gallien erobern“, wie er sagte, das war nicht das Schwierige, aber sich auf dem Posten erhalten, sein Glück durch einsichtsvolle Verbesserungen, durch fortschrittliche Versuche rechtfertigen!... Voller Eifer erkundigte, beriet, besprach er sich und umgab sich im vollen Sinn des Wortes mit Sternen erster Größe. Mit Béchut, dem berühmten Professor, studierte er die Gebrechen der akademischen Erziehung, die Mittel, um den voltaireschen Geist in den Lyceen auszurotten, während Herr von La Calmette, der eine neunundzwanzigjährige Erfahrung im Ressort der schönen Künste bot, und Herr von Cardaillac, der Direktor der Oper, welcher aus drei Bankerotten unversehrt hervorgegangen war, ihm Beistand leisteten, um das Konservatorium, den „Salon“ *) und die Oper nach neuen Plänen umzugestalten.

Das Unglück war nur, daß er nicht auf diese Herren hörte, sondern stundenlang sprach und dann, indem er plötzlich auf seine Uhr sah, sich erhob und sie eiligst verabschiedete.

„Verdammt! Fast hätte ich den Ministerrat vergessen... welch ein Dasein! Keine Minute hat man mehr für sich.... Es

*) „Salon“: Die jährliche französische Gemäldeausstellung.

bleibt also dabei, lieber Freund... Und senden Sie mir baldigst Ihren Bericht." —

Die Berichte türmten sich auf Méjeans Schreibtisch auf, denn dieser fand, ungeachtet seiner Intelligenz und seines guten Willens, kaum Zeit genug, um die laufenden Geschäfte zu besorgen, und ließ deshalb die großen Reformen ruhig schlafen.

Wie alle neuen Minister hatte Roumestan seine eigne Umgebung, das glänzende Personal seines Büreaus in der Rue Scribe, mit sich gebracht: den Baron von Lappara und den Vicomte von Rochemaure, die dem neuen Kabinett einen aristokratischen Schimmer verliehen, im übrigen aber völlig unwissend waren und von den hier in Betracht kommenden Fragen nicht das geringste verstanden. Als Valmajour sich das erstemal in der Rue de Grenoble vorstellte, wurde er von Lappara empfangen, der sich ausschließlich mit den schönen Künsten befaßte und stündlich Stafetten, Dragoner oder Kürassiere absandte, um den jungen Künstlerinnen vom Theater in großen amtlichen Briefcouverts Einladungen zum Souper überbringen zu lassen; manchmal enthielt ein solcher Briefumschlag auch gar nichts und diente nur als Vorwand, um am Tage nach der fälligen, nicht bezahlten Miete den beruhigenden Kürassier des Ministeriums sehen zu lassen. Der Herr Baron empfing den Tambourinkünstler in gemütlicher, etwas herablassender Weise, etwa wie ein großer Gutsherr seine Pächter empfängt. Mit ausgestreckten Beinen, um keine Brüche in seine königblauen Hosen zu machen, sprach er mit ihm nur so obenhin, indem er fortfuhr seine Fingernägel zu glätten und zu putzen.

„Sehr schwierig in diesem Augenblick.... Zu beschäftigt der Minister.... Bald, in einigen Tagen.... Man wird Euch Nachricht geben, guter Freund."

Und als der Musiker treuherzig gestand, es eile ein wenig, denn ihre Mittel würden nicht ewig dauern, da legte der Herr Baron seine Nagelfeile auf den Rand des Schreibtisches und riet jenem mit der ernstesten Miene von der Welt, einen Drehapparat an seinem Tambourin anzubringen...

„Einen Drehapparat am Tambourin? Und wozu?"

„Parbleu, mein Bester, um es während der toten Jahreszeit als boîte à plaisirs*) zu benützen!...“

Bei seinem folgenden Besuche hatte es Valmajour mit dem Vicomte von Rochemaure zu thun. Dieser erhob seinen sorgfältig gekräuselten, ganz in einem staubigen Aktenbündel vergrabenen Kopf, ließ sich den Mechanismus der Flöte genau erklären, machte sich Notizen, versuchte die Sache zu begreifen und erklärte schließlich, er habe sich mehr mit den kirchlichen Angelegenheiten zu befassen. Danach traf der Unglückliche überhaupt niemand mehr, da das ganze Kabinettspersonal dem Minister in die unzugänglichen Regionen gefolgt war, in welche Seine Excellenz sich zurückgezogen hatte. Trotzdem verlor Jener weder seinen Gleichmut noch seine Zuversicht und beantwortete die ausweichenden Antworten und das Achselzucken der Huissiers immer mit demselben erstaunten, klaren Blicke, aus dessen Hintergrund ein feiner Spott, der jedem provençalischen Auge eigen ist, hervorleuchtete.

„Gut — gut..; ich werde wiederkommen.“

Und er kam wieder. Ohne seine hohen Gamaschen und sein an einem Gurt über die Schulter hängendes Instrument hätte man ihn für einen Angestellten des Hauses halten können, so regelmäßig fand er sich ein, obgleich ihm dies jeden Morgen schwerer wurde.

Schon der Anblick des hohen gewölbten Thores verursachte ihm Herzklopfen. Dahinter erschien das ehemalige „Hotel Augerau“ mit seinem geräumigen Hofe, in dem man schon Holz für den Winter aufhäufte, und seinen beiden Aufgängen, die unter den spöttischen Blicken des Bedientenvolkes so mühsam zu ersteigen waren. Die silbernen Ketten der Thürsteher, die goldbetreßten Mützen, das ganze mechanische Beiwerk dieses majestätischen Gepräges, das ihn von seinem

---

*) „Boîtes à plaisirs“: Cylinderförmige, dem provençalischen Tambourin gleichende Schachteln, in welchen an den Vergnügungsorten in Paris, die sog. „plaisirs“, ein waffelartiges Gebäck in Tütenform, ähnlich den Leipziger „Hübelchen“ feilgeboten werden. Auf dem Deckel derselben sind Nummern und ein drehbarer Zeiger angebracht, mittels welches die Kinder sich das Gebäck erspielen.

Gönner trennte — alles war dazu angethan, seine Beklemmung zu steigern. Aber noch mehr fürchtete er die Auftritte bei sich zu Hause, das schreckliche Stirnrunzeln Audibertes, und so kehrte er mit verzweifelter Beharrlichkeit immer und immer wieder. Endlich hatte der Pförtner Mitleid mit ihm und gab ihm den Rat, er solle, wenn er den Minister zu sprechen wünsche, denselben am Bahnhof St. Lazare zur Zeit seiner Abfahrt nach Versailles erwarten.

Er begab sich dahin und stellte sich in dem großen Saal des ersten Stockwerkes, das zur Zeit der parlamentarischen Züge sein ganz besonders eigenartig belebtes Aussehen hat, auf die Wache. Abgeordnete, Senatoren, Minister und Journalisten, die Linke und die Rechte, alle Parteien drängten sich hier so bunt und zahlreich durcheinander, wie die blauen, grünen und roten Plakate, welche die Wände bedeckten; man schrie, man flüsterte, man beobachtete sich von Gruppe zu Gruppe, der eine ging beiseite, um seine nächste Rede im Stillen zu überdenken, indes ein andrer, ein Tribun der Korridore, mit einer Stentorstimme, welche die Kammer niemals hören sollte, die Fensterscheiben erzittern machte. Dialekte aus Nord und Süd, die verschiedensten Ansichten und Temperamente, ehrgeizige Bestrebungen und Ränke aller Art wimmelten und wogten durcheinander, während die fieberhaft erregte Menge sich geräuschvoll hin und her bewegte, und sicher war hier in dieser Ungewißheit des Wartens, in diesem Reisegetümmel mit vorgeschriebener Abfahrtszeit, das durch einen einzigen Pfiff auf langgestreckte Schienen, zwischen Signalscheiben und Lokomotiven, auf einen schwankenden Boden voll Zufälle und Ueberraschungen geschleudert wurde, die Politik an ihrem rechten Platze.

Nach Verlauf von fünf Minuten sah Valmajour Numa Roumestan am Arme eines Sekretärs, der seine Schriftentasche trug, herankommen. Mit offenem Ueberrock und strahlendem Gesichte erschien er ihm wie damals auf der Tribüne des Amphitheaters von Aps, und von weiten schon erkannte er seine Stimme und seine gütigen Worte, seine Freundschaftsversicherungen... „Sie können darauf rechnen... verlassen Sie sich auf mich... es ist so gut, als hätten Sie es schon..."

Der Minister war jetzt in den Flitterwochen seiner Machtstellung. Abgesehen von politischen Gegnerschaften, die oft im Parlament weniger heftig sind, als man glauben sollte, abgesehen von der Nebenbuhlerschaft einiger Schönredner und den Zwistigkeiten mit Advokaten, die entgegengesetzte Rechtssachen vertraten, besaß er keine Feinde, da er in den drei Wochen seines Ministeramtes noch keine Zeit gehabt hatte, die Bittsteller ungeduldig zu machen. Noch schenkte man ihm Glauben. Kaum fingen zwei oder drei an ärgerlich zu werden und ihn im Vorübergehen anzusprechen. Diesen warf er, indem er beschleunigten Schrittes an ihnen vorüberging, ein weithin vernehmliches „Wie geht's, guter Freund!" zu, womit er etwaigen Vorwürfen zuvorkam und dieselben zugleich widerlegte, die Beschwerden der Bittsteller in vertraulicher Weise fern hielt, und so letztere gleichzeitig enttäuscht und geschmeichelt zurückließ. Ein wahrer Glücksfund dieses „Wie geht's, guter Freund!" mit seiner ganz unwillkürlichen Doppelsinnigkeit.

Beim Anblick des Musikers, der sich ihm schlenkernden Schrittes und mit dem stehenden Lächeln, bei dem er seine weißen Zähne zeigte, näherte, hatte Numa gute Lust, sein vernichtendes „Wie geht's, guter Freund!" loszulassen; wie aber konnte er diesen Burschen mit dem kleinen Filzhut und der grauen Jacke, aus welcher seine sonnverbrannten Hände dunkelschwarz, wie auf einer Bauernphotographie hervorragten, als Freund anreden? Er zog es daher vor, seine „Ministermiene" anzunehmen, steif und stramm vorüberzugehen, um den armen Teufel verblüfft und wie vernichtet inmitten der drängenden, stoßenden Menge hinter sich zu lassen. Valmajour kehrte zwar an den folgenden Tagen wieder, wagte aber nicht, sich zu nähern, sondern blieb am Rande einer Bank als eine jener traurigen, stumm ergebenen Gestalten sitzen, wie man deren auf den Bahnhöfen sieht, und welche, an Soldaten oder Auswanderer erinnernd, gewärtig scheinen, allen Zufällen eines bösen Geschickes entgegenzugehen. Roumestan konnte dieser stummen Erscheinung, die er stets auf seinem Wege fand, nicht entgehen. Es half ihm nichts, daß er sich den Anschein gab, als kenne

er ihn nicht, daß er seine Blicke abwandte, und während er an ihm vorüberging, lauter als gewöhnlich sprach, — das Lächeln seines Opfers blieb da und wich nicht bis zur Abfahrt des Zuges. Unstreitig hätte Roumestan ein grobes Auftreten mit Schreien und Lärmen, dem die Polizei ein Ende gemacht haben würde, indem sie ihn von Valmajour befreite, lieber gesehen; ja er, der Minister, entschloß sich zuletzt sogar, den Bahnhof zu wechseln und manchmal auf dem linken Ufer abzufahren, nur um diesem lebendigen Vorwurf aus dem Wege zu gehen. Derartige nichtig erscheinende Störungen — das Kieselsteinchen im Siebenmeilenstiefel — fehlen auch im Leben der Höchstgestellten nicht.

Trotz alledem verlor Valmajour den Mut noch nicht.

„Er wird krank sein . . .“ sagte er sich an solchen Tagen, an denen der Minister ausblieb, und fand sich nach wie vor auf seinem Posten ein. Zu Hause erwartete ihn die Schwester in fieberhafter Erregung.

„Nun, wie ist's? Hast du den Minister gesprochen? Hat er das Papier unterzeichnet?“

Und was sie noch mehr zur Verzweiflung brachte, als das ewige: „Nein . . . noch nicht! . . .“ das war das Phlegma, mit dem ihr Bruder sein Instrument, dessen Ledergurt auf seiner Schulter eingeprägt war, in einen Winkel fallen ließ — ein Phlegma der Sorglosigkeit, eine Trägheit, die man bei südlichen Naturen ebenso häufig findet, wie die Lebhaftigkeit. Das seltsame kleine Wesen geriet dadurch in förmliche Raserei. Hatte er denn Fischblut in den Adern! . . . Wollte er denn nie ein Ende machen? . . . Paß auf, wenn ich mich einmal ins Mittel lege! . . .“ Er aber ließ mit der größten Seelenruhe das Gewitter an sich vorüberziehen, nahm seine Flöte und den Trommelschlegel mit der Elfenbeinspitze aus dem Etui, rieb sie mit einem Stückchen Wolle ab, um die Feuchtigkeit fernzuhalten, und versprach dabei, sich am nächsten Tage besser anzustellen, es noch einmal zu versuchen, und wenn Roumestan nicht da sein sollte, nach seiner Frau zu fragen.

„Ach was, nach seiner Frau . . . du weißt wohl, daß

sie deine Musik nicht liebt. . . . Wenn es noch das Fräulein wäre, . . . ja, das ließe sich hören! . . ."

„Die Frau oder das Fräulein, das ist gleich, sie machen sich doch alle nur über euch lustig . . ." sagte Vater Valmajour, der vor einem Torffeuer niedergekauert war, das seine Tochter sparsamerweise mit Asche bedeckte, und welches dadurch zu einem Gegenstand beständigen Streites zwischen ihnen wurde.

Im Grunde war der Alte neidisch auf das Talent seines Sohnes und somit über dessen Mißerfolg nicht allzu traurig. Wie alle Verwickelungen, so entsprach auch diese große Umwälzung ihrer Lebensverhältnisse seinem Geschmack für ein abenteuerliches Zigeuner- und Musikantenleben. Zuerst hatte er sich auf die Reise und auf Paris gefreut, auf „Paris, das Paradies der Frauen und die Hölle der Pferde", wie die Fuhrleute im Süden zu sagen pflegen, indem ihre Einbildungskraft ihnen in luftige Schleier gehüllte Huris und Pferde vormalt, welche inmitten der Flammen sich vor Schmerzen winden und bäumen. Statt dessen fand er bei seiner Ankunft Kälte, Entbehrungen, Regen. Aus Furcht vor Audiberte und aus Ehrfurcht vor dem Minister hatte er sich bisher begnügt, zitternd vor Frost in seinem Winkel vor sich hinzubrummen und mürrisch mit den Augen zu blinzeln; jetzt aber gaben ihm der Wortbruch Roumestans und die Zornesergüsse seiner Tochter das Recht, seinem Herzen Luft zu machen, und er nahm nun seine Rache für alle Wunden, welche die Erfolge seines Sohnes seit zehn Jahren seiner Eitelkeit geschlagen hatten.

„Geh mir doch mit deiner Musik . . ." murrte er achselzuckend, wenn er die Flöte hörte, . . . „die wird dich weit bringen."

Und ganz laut konnte er fragen, ob es nicht zum Erbarmen sei, ihn, einen Mann von seinem Alter, so weit weg in dieses Kleinsibirien geschleppt zu haben, um ihn vor Kälte und Elend umkommen zu lassen; dann rief er seine arme, selige Frau an, die er zu Tode geärgert hatte, und jammerte stundenlang, den feuerroten Kopf dicht auf die Glut des Kamins gesenkt und grimmige Gesichter schneidend, bis

seine Tochter, der Klagen überdrüssig, sich seiner entledigte, indem sie ihm zwei oder drei Sous zu einem Glas Likör gab. Im Wirtshause hatte seine Verzweiflung sofort ein Ende. Hier, am knisternden Ofen, war es gut sein. Der alte Gaukler taute auf und gefiel sich alsbald wieder in seiner närrischen Laune eines italienischen Possenreißers mit der großen Nase, den dünnen Lippen und dem kleinen, verschrobenen Körper. Er erheiterte die Anwesenden durch seine Aufschneidereien und machte sich über das Tambourin seines Sohnes lustig, das ihnen im Hotel allerlei Verdruß zuziehe, denn Valmajour bearbeitete jetzt in Erwartung seines ersten Auftretens sein Instrument bis in die tiefe Nacht hinein, und die Nachbarn hatten sich über die allzuschrillen Triller der kleinen Flöte und über das beständige Trommeln, das die Treppen erzittern machte, als wäre im fünften Stockwerk ein Turm im Wanken, beklagt.

„Mach nur weiter ...“ sagte Audiberte zu ihrem Bruder, wenn der Eigentümer des Hauses sich beschwerte. Sonst fehlte nichts, als daß man in diesem Paris mit seinem Höllenlärm, der einen die ganze Nacht kein Auge zuthun läßt, nicht das Recht haben sollte, seine Musik einzustudieren! Und er studierte weiter. Aber die Folge war, daß man ihnen kündigte; und diese Passage du Saumon, die in Aps so berühmt war und sie an die Heimat erinnerte, verlassen zu müssen, erschien ihnen wie eine Verschärfung ihrer Verbannung, wie ein Weiterrücken nach Norden.

Am Tage vor dem Auszug ließ Audiberte nach dem täglichen, fruchtlosen Gang des Tambourinkünstlers die Männer in Eile essen und sprach während der ganzen Mahlzeit nicht, aber in ihren Augen leuchtete ein fester Entschluß, der sich auch in ihrem ganzen Wesen aussprach. Nach beendigtem Frühstück überließ sie es ihnen, den Tisch abzudecken, und warf ihren rostfarbigen langen Mantel über die Schultern.

„Zwei Monate, bald zwei Monate sind wir nun in Paris! ...“ murmelte sie in verhaltenem Zorn. ... „Ich habe es nun satt. ... Ich will selbst einmal mit ihm sprechen, mit diesem ‚Menister‘! ...“

Sie ordnete das Band ihrer schrecklichen kleinen Haube, die hoch auf den breitgewellten Haaren sitzend, die Bewegungen eines Kriegshelmes annahm, und verließ heftig die Stube, indem sie mit ihren sauber gewichsten Absätzen bei jedem Schritte den dicken Wollstoff ihres Kleides zurückstieß. Vater und Sohn blickten sich entsetzt an, ohne jedoch zu versuchen, sie zurückzuhalten, denn sie wußten nur allzuwohl, daß sie dadurch ihren Zorn bloß steigern würden; so blieben sie den Nachmittag über allein in erwartungsvollem Schweigen, und während unten der Regen auf das Glasdach niederströmte, putzte der eine seinen Trommelschlegel und seine Flöte, indes der andre die Mahlzeit bereitete und das Feuer aufs kräftigste unterhielt, um sich während der langen Abwesenheit Audibertes einmal nach Herzenslust zu erwärmen. Endlich ertönte ihr eiliger, kurzer Schritt auf dem Korridor und sie trat mit strahlender Miene ein.

„Schade, daß das Fenster nicht auf die Straße geht," sagte sie, indem sie ihren Mantel ablegte, auf dem keine Spur vom Regen zu erblicken war. . . . „Ihr hättet sonst die schöne Equipage sehen können, die mich hierhergebracht hat."

„Eine Equipage? . . . Du spaßest! . . . Du scherzest wohl!"

„Und die Lakaien und die goldenen Tressen. . . . Das hat ein Aufsehen im Hotel gemacht!"

Und nun berichtete sie mit Worten und Gebärden, während die beiden in stummer Bewunderung lauschten, von dem Erfolge ihrer Unternehmung. Vor allem hatte sie, anstatt nach dem Minister zu fragen, der sie nie vorgelassen haben würde, sich die Adresse — mit guten Worten kann man alles haben — die Adresse der Schwester geben lassen, des großen Fräuleins, das mit ihm nach Valmajour gekommen war. Sie wohnte nicht im Ministerium, sondern bei ihren Eltern in einem Stadtviertel mit kleinen, schlecht gepflasterten Straßen, in denen es nach Spezereien und Apothekerwaren roch, und die Audiberte an ihre Heimat erinnerten. Es war weit ab und sie mußte tüchtig marschieren. Endlich hatte sie das Haus gefunden; es stand auf einem Platz mit Bogengängen, gerade wie die Arkaden

am kleinen Platze zu Aps. Ah, das brave Fräulein, wie gut sie sie aufgenommen hatte, ganz ohne Stolz, obwohl es gar reich bei ihr aussah, schöne Vergoldungen, die ganze Wohnung voll, und seidene Vorhänge an allen Seiten, so und so aufgesteckt.

„Ah! Sie sind also in Paris? ... Wie kommt das? ... Wie lange schon?"

So war sie empfangen worden, und dann, nachdem sie ihr gesagt, wie es Numa mit ihnen machte, hatte sie sofort ihre Kammerfrau herbeigeklingelt — auch einer vornehmen Dame — und sie waren alle drei nach dem Ministerium gefahren.

„Dort aber hättet ihr die Zuvorkommenheit und die tiefen Bücklinge all dieser alten Büttel sehen sollen, die vor uns herliefen, um uns die Thüren zu öffnen."

„So hast du also den Minister gesehen?" fragte Valmajour ängstlich, während sie Atem schöpfte.

„Ob ich ihn gesehen habe? Ich will's wohl meinen. ... Und freundlich war er, das darfst du glauben! ... Habe ich dir's nicht immer gesagt, du dummer Kerl, daß man das Fräulein mit ins Spiel ziehen müsse! ... Hättest du nur gesehen, wie schnell sie alles in Ordnung brachte, und ohne jeden Einwand. ... In acht Tagen wird eine große musikalische Festlichkeit im Ministerium gehalten, um dich den Direktoren vorzustellen. ... Und dann unmittelbar darauf kriekkrack, die schriftliche Abmachung und Unterzeichnung."

Das Schönste aber war, daß sie vom Fräulein soeben im Wagen des Ministers bis unten vor die Thür begleitet worden war.

„Und sie hatte nicht übel Lust mit heraufzukommen," fügte die Provençalin hinzu, indem sie ihrem Vater zublinzelte und ihr hübsches Gesicht zu einer vielsagenden Grimasse verzerrte. Das ganze Gesicht des Alten mit seiner klapperdürren Haut verzog sich, wie um zu sagen: „Verstanden ... still davon! ..." Jetzt riß er keine schlechten Witze mehr über das Tambourin. Valmajour selbst blieb völlig ruhig und bemerkte nichts von der versteckten Anspielung seiner Schwester. Er dachte nur an sein demnächstiges Auftreten, und indem er sein Instrument zur Hand nahm, ging er noch einmal alle seine Weisen durch,

daß die hellen Triller reihenweise und in übertriebenen Rhythmen als Abschiedsgrüße von einem bis zum andern Ende der Passage widerhallten.

Achtes Kapitel.

Neue Jugend.

Der Minister und seine Frau beendigten soeben ihr Gabelfrühstück in dem prachtvoll ausgestatteten Speisesaal der ersten Etage, welchen weder die schweren Vorhänge, noch die durch das ganze Gebäude sich erstreckenden Luftheizungsröhren, noch der Duft der üppigen Mahlzeit zu erwärmen vermochten. Zufällig waren sie an jenem Morgen allein. Auf der reich besetzten Tafel befanden sich sein Cigarrenkistchen, eine Tasse Verbena, der Thee der Provençalen, und große Fächerständer mit den wohlgeordneten bunten Zetteln, auf denen Senatoren, Abgeordnete, Rektoren, Professoren, Mitglieder der Akademie und der höhern Gesellschaft, kurz alle gewöhnlichen und außergewöhnlichen Besucher der ministeriellen Soireen verzeichnet waren — sowie die bevorzugten, für die „kleinen Konzerte" Eingeladenen, deren Namen auf größern, die andern überragenden Karten eingetragen standen. Und während Madame Roumestan die Namen musterte und bei manchen derselben innehielt, sah ihr Numa über sein Cigarrenkistchen hinweg von der Seite zu und suchte auf ihren ruhigen Zügen ein Zeichen der Mißbilligung, ein Urteil der etwas gewagten Art und Weise gegenüber zu entdecken, in der diese Einladungen erlassen waren.

Rosalie machte jedoch keine Bemerkung. Alle diese Veranstaltungen waren ihr sehr gleichgültig. Seit sie das Ministerium bezogen hatten, fühlte sie sich ihrem Manne noch mehr entfremdet, durch unaufhörliche Verpflichtungen, ein zahlloses Dienstpersonal und einen übermäßigen Aufwand, der keine Vertraulichkeit mehr aufkommen ließ, noch mehr von ihm getrennt. Dazu gesellte sich der noch immer

nagende Schmerz, keine Kinder zu haben, deren unermüdlich trippelnde Schrittchen, deren helles Lachen ihr Herz erwärmt und dem Speisesaal jenes eisige Aussehen eines Hotelspeisezimmers benommen haben würde, in welchem sie sich gleichsam nur im Vorübergehen niederzulassen schienen und dem weder die Tischwäsche, noch Möbel und Silberzeug und die ganze prunkvolle Ausstattung, wie sie mit einer so hohen öffentlichen Stellung verknüpft ist, einen persönlichen Charakter zu geben vermochten.

Mitten in das verlegene Schweigen hinein, welches bei Beendigung eines derartigen Mahles einzutreten pflegt, drangen gedämpfte Laute und stoßweise Harmonieen, die in regelmäßigen Zwischenräumen durch Hammerschläge unterbrochen wurden; es waren die Vorbereitungen zum Konzert im untern Saale, die Tapetenbehänge, die angenagelt, die Tribünen, die errichtet wurden, während die Musiker ihre Stücke einübten. Da ging die Thüre auf und der Kabinettschef, mit Papieren in der Hand, trat ein: „Noch immer neue Anfragen! . . .“

Jetzt geriet Roumestan in Zorn: „O, das ist zu arg! Ich habe keinen einzigen Platz mehr zu vergeben, und wenn es der Papst wäre!“ . . . Méjean legte, ohne seine Ruhe zu verlieren, ein Paket Briefe, Karten und parfümierte Billets vor Roumestan auf den Tisch.

„Es wird schwer angehen, abschlägig zu antworten . . . Sie haben versprochen . . .“

„Ich? . . . Ich habe ja mit gar niemand gesprochen . . .“

„Sehen Sie, hier heißt es: Mein lieber Minister, ich möchte Sie an Ihr gütigst gegebenes Wort erinnern . . . Und hier: Der General hat mir gesagt, Sie hätten ihm gütigst angeboten . . . und weiter . . . Erinnert den Herrn Minister ergebenst an sein Versprechen.“

„Dann muß ich wahrhaftig ein Nachtwandler sein!“ bemerkte Roumestan verblüfft.

In Wahrheit hatte er, sobald das Fest beschlossene Sache war, wem er gerade in der Kammer und im Senat begegnete, gesagt: „Sie wissen, ich zähle auf Sie für den zehnten . . .“

Und weil er stets hinzufügte: „ganz unter uns“ hatte man sich wohl gehütet, die schmeichelhafte Einladung zu vergessen.

Da er sich schämte, sich seiner Frau gegenüber auf frischer That ertappt zu sehen, so wendete er sich — wie gewöhnlich in solchem Falle — gegen sie: „Daran ist auch deine Schwester mit ihrem Tambourinkünstler schuld. . . . Dieses Klingling fehlte mir gerade noch . . . ich beabsichtigte, unsre Konzerte erst später zu eröffnen . . . aber dieses kindische Mädchen war von einer Ungeduld . . .: ‚Nein, nein . . . sogleich, sogleich! . . .‘ Und du hattest es ebenso eilig wie sie. . . . Hol' mich der Teufel, wenn euch das Tambourin nicht den Kopf verdreht hat!“

„O nein, mir nicht,“ engegnete Rosalie heiter . . . „im Gegenteil, ich fürchte sogar, die Pariser werden für diese fremdartige Musik kein besondres Verständnis an den Tag legen. . . . Man müßte uns mit derselben zugleich den Himmel, die Trachten und die Tänze der Provence vorführen . . . aber vor allem . . .“ und dabei nahm sie einen ernsten Ton an . . . „vor allem handelt es sich darum, einem gegebenen Versprechen nachzukommen.“

„Einem Versprechen . . . einem Versprechen,“ wiederholte Numa, „bald wird man kein Wort mehr sagen dürfen.“

Und zu seinem Sekretär gewendet, der lächelnd dastand, fuhr er fort: „Bei Gott, mein Lieber, nicht alle Südländer sind so kalt und abgemessen, so wortkarg wie Sie . . . Sie verleugnen den Süden . . . Sie sind ein Abtrünniger, — ein ‚Franciot‘, wie man bei uns zu sagen pflegt. . . . Das will ein Südländer sein . . . ein Mensch, der nie gelogen hat . . . und der,“ fügte er mit komischer Entrüstung hinzu, „keine Verbena trinkt!“

„Nicht ganz so sehr Franciot, wie es den Anschein hat, Herr Minister,“ erwiderte Méjean sehr ruhig. „Als ich vor zwanzig Jahren in Paris ankam, konnte ich die Heimat nicht verleugnen . . . in meinem Auftreten, meiner Aussprache, meinen Gebärden . . . ich war schwatzhaft und erfindungsreich wie . . .“

„Wie Bompard,“ ergänzte Roumestan, der es nicht

liebte, daß man sich über seinen Busenfreund lustig machte, wenngleich er selbst ihn keineswegs schonte.

„Ja, meiner Treu, beinahe wie Bompard ... ein innerer Drang zum Lügen ließ kein wahres Wort über meine Lippen kommen ... bis eines Morgens mich die Scham erfaßte und ich anfing, an mir zu arbeiten. ... Mit der äußeren Uebertreibung kann man noch fertig werden, indem man die Stimme dämpft und die Ellbogen im Zaume hält. Aber das, was im Innern kocht und überströmen will ... das ist nicht so leicht zu bändigen. ... Da faßte ich einen heroischen Entschluß. Jedesmal, wenn ich mich auf einer Unwahrheit ertappte, so verurteilte ich mich für den Rest des Tages zu völligem Schweigen ... auf diese Weise gelang es mir, meiner eignen Natur Herr zu werden. ... Unter meiner Kälte aber schlummert noch immer der natürliche Trieb, und manchmal muß ich mitten in einem Satze innehalten; nicht weil mir das richtige Wort fehlt, im Gegenteil! ... aber ich muß mich mit Gewalt zurückhalten, weil ich fühle, daß ich im Begriffe bin, eine Unwahrheit zu sagen."

„Schrecklicher Süden! Man kann ihn nicht los werden..." erwiderte Numa gutmütig, indem er den Rauch seiner Cigarre mit philosophischer Ergebung in die Höhe blies. „Bei mir zeigt er sich vor allem in der wahnsinnigen Gewohnheit, Versprechungen zu machen, in der tollen Sucht, mich den Leuten an den Kopf zu werfen und sie gegen ihren eignen Willen beglücken zu wollen ..."

Der dienstthuende Huissier unterbrach ihn, indem er im Tone vertraulichen Einvernehmens von der Thürschwelle aus hereinrief: „Herr Béchut ist da"; worauf der Minister in einem Anfall von schlechter Laune erwiderte: „Ich frühstücke und will nicht gestört sein!"

Der Diener entschuldigte sich: „Herr Béchut behauptet, Seine Excellenz habe ihn berufen ..." Nun beruhigte sich Roumestan: „Gut, gut, ich komme! ... Er möge in meinem Arbeitszimmer auf mich warten!"

„Ach nein, das geht nicht," sagte Méjean ... „Ihr Arbeitszimmer ist besetzt ... das Oberschulkollegium, Sie wissen doch ... Sie selbst haben die Stunde bestimmt."

„Nun dann bei Herrn von Lappara . . .“

„Dort habe ich den Bischof von Tulle eintreten lassen,“ bemerkte der Huissier schüchtern, „der Herr Minister hatten gesagt . . .“

Alle Zimmer waren von Besuchern mit verschiedenen Anliegen besetzt, welche Roumestan vertraulich auf diese Stunde bestellt hatte, damit sie ihn nicht versäumen sollten — lauter hervorragende Persönlichkeiten, die man nicht mit den gewöhnlichen Bittstellern warten lassen konnte.

„Nimm meinen kleinen Salon,“ sagte Rosalie, indem sie sich erhob . . . „ich werde ausgehen.“

Und während der Huissier und der Sekretär die Leute unterzubringen suchten und ihnen Geduld zusprachen, stürzte der Minister seine Verbena hinunter, wobei er sich die Zunge verbrannte und wiederholt ausrief: „Sie überlaufen mich... es ist zu viel! . . .“

„Was will er denn schon wieder, dieser traurige Béchut?“ fragte Rosalie, indem sie in diesem überfüllten Hause, das hinter jeder Thüre einen Fremden barg, unwillkürlich ihre Stimme dämpfte.

„Was er will? . . . Nun, seinen Direktorposten . . . Er ist der Haifisch, der darauf wartet, Dansaert zu verschlingen, sobald dieser über Bord geworfen wird.“

„Herr Dansaert verläßt das Ministerium?“ forschte Rosalie weiter, während sie sich lebhaft ihrem Manne näherte.

„Du kennst ihn?“

„Mein Vater hat oft von ihm gesprochen.... Er ist ein Landsmann, ein Jugendfreund von ihm . . . er hält ihn für einen ehrenwerten und geistvollen Mann.“

Roumestan stammelte einige Worte der Rechtfertigung: „Schlechte Tendenzen . . . Voltairianer....“ Sein neuer Verbesserungsplan fordere dessen Entlassung, zudem sei er sehr alt.

„Und durch Béchut willst du ihn ersetzen?“

„O, ich weiß, daß der arme Mann nicht die Gabe besitzt, den Frauen zu gefallen...“

Sie antwortete mit einem verächtlichen Lächeln: „Ich kümmere mich um seine Ungezogenheiten so wenig, wie um seine Huldigungen.... Was ich ihm nicht verzeihe, das sind

seine pfäffischen Heucheleien, das Zurschaustellen seiner Frömmigkeit... ich achte jede Ueberzeugung, jeden Glauben.... Wenn es aber etwas Häßliches und Hassenswertes gibt, Numa, so ist es die Lüge, die Heuchelei."

Unwillkürlich sprach sie mit erhobener Stimme und einer warmen Beredsamkeit, welche ihre an und für sich etwas kalten Züge im Feuer einer aufrichtigen Redlichkeit, einer edlen Entrüstung erglänzen ließ.

„Pst, Pst!" machte Roumestan, indem er nach der Thüre wies. Unverkennbar fühlte er, daß seine Handlungsweise keine sehr gerechte war. Dieser alte Dansaert war ein sehr verdienstvoller Beamter. Was aber thun? Er hatte sein Wort gegeben.

„Nimm es zurück, Numa," sagte Rosalie. „Thue es mir zuliebe... ich bitte dich darum."

Es klang wie ein sanfter Befehl, der durch den Druck einer kleinen Hand, die auf seinen Schultern ruhte, bekräftigt wurde. Er fühlte sich gerührt.

Seit lange schien seine Frau ohne Anteil an seinem Leben und Streben und hörte ihm, wenn er ihr seine stets wechselnden Pläne anvertraute, mit stummer Nachsicht zu. Diese Bitte schmeichelte ihm daher nicht wenig.

„Ist es möglich, dir zu widerstehen, du Liebe?"

Und den Kuß, den er auf ihre Fingerspitzen drückte, fühlte sie erschauernd über ihre Hand hinauf bis unter den engen Spitzenärmel. Was sie für hübsche Arme hatte!... Nichtsdestoweniger fiel es ihm schwer, jemand etwas Unangenehmes ins Gesicht sagen zu müssen, und es kostete ihm einige Anstrengung, sich zu erheben.

„Ich bleibe hier!... Ich horche"... sagte sie, indem sie ihm lächelnd mit dem Finger drohte.

Er begab sich in den angrenzenden kleinen Salon und ließ die Thür angelehnt, um den Mut nicht zu verlieren und damit sie ihn hören konnte. Ah, gleich der Anfang war unzweideutig und kräftig!

„Es thut mir unendlich leid, mein lieber Béchut... aber was ich für Sie thun wollte, ist schlechterdings unmöglich..."

Von seiten des Gelehrten war nichts zu vernehmen,

als seine weinerliche Stimme und das Schnaufen seines Tapirrüssels. Aber zum großen Erstaunen Rosaliens gab Roumestan nicht nach und fuhr fort, Dansaert mit einem Eifer zu verteidigen, der bei einem Manne, dem man die Beweisgründe soeben erst eingegeben hatte, überraschend war. Natürlich sei es ungemein peinlich für ihn, sein gegebenes Wort zurücknehmen zu müssen, aber immerhin besser, als eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es war genau der Gedanke seiner Frau, den er in den mannigfachsten Ausdrücken und gleichsam in Musik gesetzt mit so lebhaften theatralischen Gebärden zum Ausdruck brachte, daß es wie ein Windhauch durch die Portieren ging.

„Uebrigens," fügte er mit plötzlich verändertem Tone hinzu, „werde ich Sie für diesen Ausfall schon zu entschädigen wissen!"

„Um Gotteswillen!" ... sprach Rosalie leise vor sich hin. Und nun folgte ein wahrer Platzregen von überraschenden Versprechungen: Das Kommandeurkreuz für Neujahr, die erste frei werdende Stelle im Oberschulkollegium, den ... die ... das ... Der andre versuchte der Form halber abzulehnen; aber Numa fiel ihm sofort ins Wort: „Lassen Sie nur gut sein ... lassen Sie nur gut sein.... Das ist nicht mehr als gerecht ... die Männer Ihres Schlages sind nur allzuselten!"

In seiner überströmendenden Herzlichkeit, die ihn förmlich berauschte und lallend die Worte überstürzen ließ, hätte Numa, wenn Béchut nicht zur Zeit gegangen wäre, ihm ohne Zweifel noch sein Ministerportefeuille angeboten. Unter der Thür rief er ihn nochmals zurück: „Ich rechne am Sonntag auf Sie, mein teurer Meister.... Ich eröffne eine Reihe kleiner Konzerte ... im vertraulichen Kreise, Sie verstehen mich ... feinste Gesellschaft ..."

Und zu Rosalien zurückkommend: „Nun, was sagst du dazu? ... Ich denke, ich habe ihm nichts eingeräumt."

Es war so überaus drollig, daß sie ihn mit hellem Lachen empfing. Und als sie es ihm erklärte und sämtliche neuen Verpflichtungen vorzählte, die er soeben wieder auf sich genommen hatte, schien er selbst darüber entsetzt zu zu sein.

„Nun, nun . . . man ist darum doch erkenntlich."

Damit verließ sie ihn, ihr Lächeln früherer Tage auf den Lippen, und ging fröhlich über ihre gute Handlung, vielleicht auch glücklich darüber, daß sie in ihrem Herzen sich etwas regen fühlte, das sie längst gestorben glaubte.

„Geh, Engel du!" rief ihr Roumestan bewegt und mit zärtlichem Blicke nach, und da eben Méjean zurückkam, um ihn an das Kollegium zu erinnern, wendete er sich ihm mit den Worten zu: „Sehen Sie, mein Freund, wenn man das Glück hat, eine solche Frau zu besitzen . . . dann ist die Ehe das Paradies auf Erden. . . . Beeilen Sie sich, zu heiraten!"

Méjean schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„Wie! So steht es nicht gut mit Ihren Angelegenheiten?"

„Ich fürchte, nein. Madame Roumestan hatte mir versprochen, bei ihrer Schwester anzufragen, und da sie gar nichts mehr davon spricht . . ."

„Wollen Sie, daß ich es auf mich nehme? Ich stehe ausgezeichnet mit meiner kleinen Schwägerin und wette, daß ich ihre Zustimmung erlange . . ."

Es war noch etwas Verbena in der Theekanne geblieben, und während Roumestan seine Tasse noch einmal füllte, erging er sich seinem Kabinettschef gegenüber in lauten Beteuerungen. Seine hohe Stellung hatte ihn wahrlich nicht verändert, Méjean blieb nach wie vor sein unschätzbarer, bester Freund; neben Rosalie und ihm fühlte er sich wie auf festerem, zuverlässigerem Boden . . .

„Ja, mein Lieber, diese Frau, diese Frau. . . . Wenn Sie wüßten, wie herzensgut sie ist, wie sie vergeben hat! . . . Wenn ich daran denke, daß ich im stande war . . ."

Es kostete ihm augenscheinlich große Mühe, das Geständnis, das ihm bereits auf den Lippen schwebte, mit einem schweren Seufzer zurückzuhalten. „Wenn ich sie nicht liebte, wäre ich ein schlechter Kerl . . ."

Da trat Baron von Lappara rasch mit geheimnisvoller Miene ein:

„Fräulein Bachellery ist da."

Eine starke Röte stieg alsbald in Numas Gesicht auf

und verlöschte blitzschnell den Ausdruck der Zärtlichkeit in seinen Augen.

„Wo ist sie? ... Bei Ihnen? ...“

„Ich hatte schon Monseigneur Lipmann bei mir ...“ sagte Lappara etwas spöttisch, in dem Gedanken an eine mögliche Begegnung der beiden. „Sie wartet unten ... im großen Saal ... die Probe ist beendet.“

„Gut ... ich komme.“

„Vergessen Sie das Kollegium nicht ...“ warf Méjean ein. Aber Roumestan eilte, ohne auf ihn zu hören, nach der kleinen Wendeltreppe, die von den Privatgemächern des Ministers nach dem Empfangssaal im Parterre führt.

Seit dem Vorfall mit Frau von Escarbès hatte er sich stets vor ernsthaften Verhältnissen, die seinem Herzen oder seiner Eitelkeit gefährlich werden und seine Ehe für immer zerstören konnten, gehütet. Sicherlich war er kein Muster von einem Ehemann, aber noch hielt der durchlöcherte Vertrag Stich. Rosalie war, obwohl ein erstes Mal gewarnt, viel zu offenherzig und zu rechtschaffen, um ihn eifersüchtig zu überwachen, und so fühlte sie sich zwar nie ruhig, gelangte aber auch nie zu Beweisen gegen ihn. Hätte er jetzt ahnen können, welche Rolle diese neue Grille in seinem Leben spielen sollte, — gewiß wäre er die Treppe, die er soeben hinuntergeeilt war, noch weit schneller wieder hinaufgestiegen; aber meist gefällt sich das Schicksal darin, uns zu necken, sich vermummt und unerkannt zu nähern und den Reiz der ersten Begegnungen durch den des Geheimnisvollen zu verdoppeln. Wie hätte auch Numa diesem kleinen Mädchen gegenüber, das er einige Tage zuvor von seinem Wagen aus über den Hof gehen und über die kleinen Wasserpfützen hinweghüpfen gesehen hatte, mit einer Hand ihr zerknittertes Kleid, mit der andern ihren Regenschirm in kecker, echt Pariser Art in die Höhe haltend, irgend welche Befürchtungen hegen sollen? Lange, geschweifte Augenwimpern über einem Schelmennäschen, blonde Haare, die im Nacken zusammengebunden und an den Spitzen von der Feuchtigkeit der Luft gekräuselt waren, ein volles, wohlgeformtes Bein, das auf den hohen Absätzen sicher auftrat,

war alles, was er von ihr gesehen hatte, und am selben Abend fragte er Lappara, ohne besondre Wichtigkeit darauf zu legen: „Ich wette, das hübsche Lärvchen, dem ich heute auf dem Hofe begegnet bin, kam zu Ihnen.“

„Ja, Herr Minister, es kam zu mir, aber es kam um Ihretwillen.“

Und er nannte die kleine Bachellery.

„Wie! Die Debutantin der Bouffes!*) ... Wie alt ist sie denn? ... Das ist ja noch ein Kind! ...“

Die Zeitungen machten viel Wesens von dieser Alice Bachellery, welche dank der Laune eines modernen Maestro in einem kleinen Theater der Provinz aufgegabelt worden war, und die nun ganz Paris das Lied vom „Petit Mitron“ (vom „Kleinen Bäckerjungen“) singen hören wollte, dessen Refrain sie mit einer bubenhaft durchtriebenen, unwiderstehlichen Schelmerei vortrug:

„Chaud, chaud!
Les p'tits pains d'gruau! ...“
(„Milchbrötchen weiß,
Frisch und heiß! ...“)

Eine jener Divas, wie sie die Boulevardtheater in jeder Saison halbdutzendweise verbrauchen, luftige, papierne Größen, die, von der Reklame aufgebauscht, an jene kleinen, rosenroten Ballons erinnern, die einen kurzen Tag im Sonnenlichte und im Staube der öffentlichen Gärten glänzen. Und um was wollte sich dieselbe im Ministerium bewerben? Um die Gunst, auf dem Programm des ersten Konzertes zu erscheinen. Die kleine Bachellery im Unterrichtsministerium!... Der Einfall war so toll, so lustig, daß Numa sie selbst ihre Bitte vortragen hören wollte und ihr in einem ministeriellen Schreiben, das nach dem Büffelleder der Handschuhe des Ordonnanzkürassiers roch, mitteilen ließ, daß er sie am folgenden Tage zu empfangen bereit sei. Wer aber am folgenden Tage nicht kam, war Fräulein Bachellery.

„Sie wird sich anders besonnen haben,“ sagte Lappara... „Sie ist noch so kindisch!“

---

*) Bouffes-Parisiens: Komische Oper, bei welcher sämtliche Offenbachsche Operetten zur Aufführung kommen.

Der Minister war ärgerlich, sprach zwei Tage lang nicht mehr davon und schickte am dritten Tage nach ihr.

Jetzt wartete sie in dem rot und goldenen Festsaal, der mit seinen hohen Parterrefenstern, durch welche man auf den kahlen Garten hinaussah, seinen Gobelins und dem großen, marmornen Molière, der ganz im Hintergrunde saß und träumte, einen so überaus großartigen Eindruck machte. Ein Flügel und einige Pulte für die Proben nahmen kaum einen Winkel des geräumigen Saales ein, dessen frostiger, an ein ödes Museum erinnernder Anblick jeden andern als die kleine Bachellery eingeschüchtert haben würde; aber sie war noch das reinste Kind! Unterhielt sie sich doch soeben damit, fest in ihren Pelz gewickelt, die Hände in dem zu kleinen Muff und die Nase in der Luft, mit den Bewegungen einer ersten Tänzerin, die „das Ballett auf dem Eis" im „Propheten" aufführt, über den großen, glänzend gebohnten Parkettboden, der sie angelockt hatte, von einem Ende des Saales zum andern zu gleiten.

Roumestan überraschte sie mitten in dieser eigentümlichen Leibesübung.

„Ah, Herr Minister! . . ."

Sie blieb verwirrt, mit zuckenden Augenwimpern und ein wenig außer Atem stehen. Jener war erhobenen Hauptes und gemessenen Schrittes eingetreten, um das Ungewöhnliche dieser Begegnung durch sein feierliches Wesen etwas zu verwischen und diesem übermütigen Backfisch, der Seine Excellenz auf sich warten ließ, eine Lektion zu erteilen. Aber er fühlte sich sofort entwaffnet. Wie konnte es auch anders sein? . . . Sie wußte ihr kleines Anliegen so reizend vorzutragen, ihm so trefflich auseinanderzusetzen, wie sie sich plötzlich von dem ehrgeizigen Wunsch erfaßt fühlte, in diesem Konzert, von dem man so viel sprach, mitzuwirken und bei dieser Gelegenheit sich einmal in andrer Weise hören zu lassen, als in der Operette und der frivolen Posse, die sie bis zum Ueberdruß ermüdeten. Dann aber habe sie bei näherer Ueberlegung plötzlich das Lampenfieber bekommen.

„Oh! Ein solches Lampenfieber . . . nicht wahr, Mama?"

Nun erst bemerkte Roumestan eine wohlbeleibte Dame

in Samtmantille und Federhut, welche sich feierlichen Schrittes vom andern Ende des Saales her näherte. Madame Bachellery die Mutter, eine ehemalige Dugazon der Cafés chantants, sprach den Dialekt aus der Gegend von Bordeaux und hatte die kleine Nase ihrer Tochter in einem breiten Hökerweibsgesichte; sie war eine jener fürchterlichen Mütter, die an der Seite ihrer Töchter wie das verhängnisvolle Zukunftsbild ihrer Schönheit erscheinen. Aber Numa war nicht zu philosophischen Studien aufgelegt, sondern völlig hingerissen von dieser übermütigen, jugendlichen Anmut in einem vollendet entwickelten, anbetungswürdigen Körper, von diesem Bühnenjargon neben solch harmlosem Lachen, dem Lachen einer Sechzehnjährigen, — wie Mutter und Tochter sagten.

„Sechzehn Jahre! ... Aber mit wie viel Jahren hat sie denn die Bühne betreten?"

„Sie ist seit ihrer Geburt mit dem Theater verwachsen, Herr Minister.... Der Vater, der jetzt im Ruhestande lebt, war Direktor der ‚Folies-Bordelaises' ..."

„Jawohl, ein Theaterkind!" bemerkte Alice in reizender Ausgelassenheit, indem sie zwei Reihen funkelnder wie in Parade gerade und dicht bei einander stehender Zähne zeigte.

„Alice, Alice! ... Du vergißt dich Sr. Excellenz gegenüber. ..."

„Lassen Sie sie doch. ... Sie ist ja noch ein Kind."

Er hieß sie mit wohlwollender, fast väterlicher Miene neben sich aufs Kanapee sitzen, beglückwünschte sie um ihres ehrgeizigen Strebens willen, lobte ihren Geschmack an der höheren Kunst und das Verlangen, sich den leichten und bedenklichen Erfolgen in der Operette zu entziehen; nur erfordere es Arbeit, ausdauernde Arbeit und ernste Studien.

„O, was das betrifft," entgegnete die Kleine, indem sie eine Rolle Noten in der Luft schwenkte ... „ich übe täglich zwei Stunden mit der Vauters! ..."

„Mit der Vauters? ... Sehr gut. ... Ausgezeichnete Methode ..." bemerkte er mit der Miene eines Kenners.

„Und was singen wir denn? ..." fragte er weiter, in-

dem er die Notenrolle öffnete. . . . „Ah! Den Walzer aus ‚Mireille‘ . . . das Magalilied . . . das ist ja aus meiner Heimat!“

Und indem er den Kopf hin und her wiegte, summte er mit halbgeschlossenen Augenlidern vor sich hin:

O Magali, ma bien-aimée,
Fuyons tous deux sous la ramée,
Au fond du bois silencieux . . .
(O Magali, meines Herzens Freude,
Laß ins Gebüsch uns fliehen beide,
Tief in des Waldes traute Stille . . .)

worauf sie einfiel:

La nuit sur nous étend ses voiles
Et tes beaux yeux . . .
(Die Nacht deckt uns mit dunkler Hülle,
Und deine Augen ohnegleichen . . .)

bis Roumestan schließlich mit voller Stimme den Schluß sang:

Vont faire pâlir les étoiles . . .
(Sie machen selbst die Stern' erbleichen . . .)

Sie aber unterbrach ihn lebhaft: „Warten Sie ein wenig . . . Mama wird uns begleiten.“

Damit rückte sie rasch die Pulte zusammen, öffnete das Piano und nötigte ihre Mutter, davor Platz zu nehmen. Ah! Eine entschlossene kleine Person. . . . Der Minister zögerte, den Finger am Notenblatte, eine Sekunde lang. Wie, wenn jemand sie hörte! . . . Bah! Es wurden ja seit drei Tagen jeden Morgen Proben im großen Salon abgehalten. . . . So begannen sie denn.

Aufrecht nebeneinander stehend sangen sie ihre Stimmen von ein und demselben Notenblatte ab, während Madame Bachellery sie auswendig begleitete. Die Stirnen der beiden berührten sich beinahe, ihr Atem vereinigte sich zugleich mit den schmeichelnden Melodieen des Gesanges. Und Numa geriet dermaßen in Eifer, daß er mit vollem Ausdruck sang und bei den hohen Tönen, um sie besser halten zu können, die Arme ausbreitete. Seit einigen Jahren, seit seinem Auftreten als politische Größe, hatte er weit mehr gesprochen als gesungen; seine Stimme war verrostet und schwerfällig

geworden wie er selbst, aber trotzdem machte es ihm noch immer großes Vergnügen, zu singen, zumal mit diesem Kinde.

Natürlich war der Bischof von Tulle vollständig vergessen, und ebenso das Oberschulkollegium, das um den großen grünen Tisch versammelt war und sich zu Tode langweilte. Ein- oder zweimal war das bleiche Gesicht des dienstthuenden Huissiers unter dem Geklirr seiner silbernen Halskette in der Thür erschienen, sofort aber wieder verschwunden im Entsetzen darüber, den Kultusminister im Zwiegesang mit der Schauspielerin eines kleinen Theaters erblickt zu haben. Das war nicht mehr der Minister Roumestan, sondern Vincenz der Korbflechter, der die unerhaschbare Magali in ihren koketten Verwandlungen verfolgte. Und wie bezaubernd wußte sie zu fliehen, wie gut verstand sie es, in ihrer kindlich schelmischen Weise mit ihrem silberhellen, schmetternden Lachen, bei dem sie ihre Zähne zeigte, zu entwischen, bis zu dem Augenblick, wo sie sich als besiegt bekannte und ihr tolles Köpfchen ganz betäubt von dem wilden Laufen, auf die Schulter ihres Freundes sinken ließ! . . .

Mama Bachellery war es, die nach kaum beendigtem Spiel den Zauber brach, indem sie sich umwandte und ausrief: „Aber was für eine Stimme, Herr Minister, was für eine Stimme!“

„O ja . . . ich habe in meiner Jugend gesungen . . .“ sagte er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit.

„O, Sie singen noch jetzt maguenifiquement. . . . Nicht wahr, mein Kind, welch ein Unterschied im Vergleich mit Herrn von Lappara!“

Das Kind, das seine Noten zusammenrollte, zuckte nur leicht mit den Achseln, als verdiene eine so unbestreitbare Wahrheit keine andre Antwort. Roumestan aber fragte etwas beunruhigt: „Ah, Herr von Lappara?“

„Ja, er kommt manchmal Bouillabaisse*) mit uns essen, und nachher singen dann die beiden ihr Duo.“

In diesem Augenblicke entschloß sich der Huissier, da er

*) Eine Art im Süden üblicher Fischsuppe.

keine Musik mehr hörte, mit der Vorsicht eines Tierbändigers, der in den Käfig einer wilden Bestie tritt, zurückzukehren.

„Ich komme schon ... ich komme," erwiderte Roumestan und wandte sich sodann mit seiner feierlichsten Ministermiene an das junge Mädchen, um ihr den vollen Abstand des Ranges zwischen ihm und seinem Attaché bemerkbar zu machen.

„Ich gratuliere Ihnen, mein Fräulein," sagte er. „Sie haben sehr viel Talent, und wenn es Ihr Wunsch ist, am Sonntag hier zu singen, so will ich Ihnen gern diese Gunst gewähren."

„Wirklich? ..." jubelte sie in kindischer Freude auf ... o wie allerliebst! ..." und sprang ihm mit einem Satze an den Hals.

„Alice! ... Alice! ... Was soll das heißen? ..."

Sie aber war schon weit weg durch die lange Reihe der hohen Säle geeilt, in denen sie ganz klein, wie ein wahres Kind erschien.

Er selbst fühlte sich ganz erregt von dieser Liebkosung und wartete einen Augenblick, bevor er hinaufging. Vor ihm in dem herbstlich fahlen Garten spielte ein Sonnenstrahl inmitten der winterlichen Kälte erwärmend und belebend auf dem Rasen. Und wonnevoll belebend durchdrang es auch ihn bis ins Herz hinein, als hätte ihm die flüchtige Berührung dieses lebensfrischen, geschmeidigen Körpers etwas von der eignen Frühlingswärme mitgeteilt. „Ach, die Jugend ist doch schön!" Unwillkürlich sah er in den Spiegel, und eine eigentümliche Befangenheit kam über ihn, die er seit Jahren nicht mehr kannte. ... Wie hatte er sich verändert, boun Diou! ... Infolge seiner sitzenden Lebensweise und der fortwährenden Wagenfahrten war er sehr stark geworden und hatte überdies durch das viele Nachtwachen seine frische Gesichtsfarbe eingebüßt, während das spärliche Haar an den Schläfen schon ergraute; besonders aber entsetzte er sich über den Umfang seiner Wangen, die eine breite Fläche zwischen Nase und Ohren bildete. „Wie wär' es, wenn ich meinen Bart wachsen ließe, um sie zu verdecken? ..." Ja, aber dann würde es ja ein weißer Bart,

der ihn noch älter machen würde. . . . Und dabei zählte er noch keine fünfundvierzig Jahre. Ja, die Politik macht alt.

Er empfand einen Augenblick lang die herbe Wehmut einer Frau, welche ihre Schönheit verblüht sieht und keine Liebe mehr einzuflößen vermag, während sie selbst sich noch nach Liebe sehnt. Seine Augenlider röteten sich, und die stolzen Räume, die ihn an seine Macht erinnerten, ließen ihn das Bittere dieses echt menschlichen Gefühls, über das der Ehrgeiz keine Macht hatte, nur um so schmerzlicher empfinden. Aber bei der ihm eignen Flüchtigkeit der Eindrücke tröstete er sich schnell mit seinem Ruhm, seinem Talent, seiner hohen Stellung.. War das nicht genug, um Gegenliebe zu finden, wog es nicht Schönheit und Jugend auf?

„Wie thöricht, wie dumm von ihm!"

Mit einem Achselzucken verjagte er seinen Gram und ging hinauf, um das Kollegium zu verabschieden, denn es blieb ihm keine Zeit mehr, um den Vorsitz zu führen.

„Was haben Sie nur heute, mein werter Minister. . . . Sie sehen wie verjüngt aus."

Mehr als zehnmal im Lauf des Tages richtete man infolge seiner auffallend guten Laune diese schmeichelhafte Anrede an ihn; in den Gängen der Kammer ertappte er sich darauf, „O Magali, ma bien-aimée", vor sich hinzusummen, und auf der Ministerbank folgte er mit einer für den Redner sehr schmeichelhaften Aufmerksamkeit einer endlosen Rede über den Zolltarif, während er glückselig mit niedergeschlagenen Augen vor sich hinlächelte, so daß die Linke in der Furcht vor seiner berühmten Schlauheit sich zitternd sagte: „Seien wir auf der Hut. . . . Roumestan führt etwas im Schilde." Es war einfach das Bild der kleinen Bachellery, das seine Einbildungskraft heraufbeschwor und, während der leere Wortschwall ihm vor den Ohren summte, vor der Ministerbank umherhüpfen und all seine Reize entfalten ließ, die blonden Haare, die sich in feinen Fransen von der Stirn abhoben, den zarten, frischen Teint, das kecke Wesen des schon zur Jungfrau gereiften Kindes.

Gegen Abend jedoch, als er inmitten seiner Kollegen von Versailles zurückkehrte, wurde er noch einmal von

Traurigkeit befallen. In der erstickenden Atmosphäre eines vollen Rauchcoupés sprach man in dem heiteren, ungezwungenen Tone, den Roumestan überall mit sich brachte, von einem gewissen hellroten Samthute, unter welchem ein blasses Kreolengesichtchen in der Diplomatenloge als glückliche Ablenkung vom Zolltarif erschienen war und gleich einem in eine Schülerklasse verirrten Schmetterling, wenn er mitten in einem griechischen Exercitium aufflattert, die Blicke sämtlicher ehrenwerter Herren auf sich gezogen hatte. Wer war es? Niemand kannte sie.

„Man muß den General darum befragen," sagte Numa heiter, indem er sich dem Kriegsminister, Marquis d'Espaillon d'Aubord, einem alten verliebten Gecken, zuwandte ... „Schon gut ... Sie brauchen sich gar nicht zu verteidigen, sie hat niemand angeschaut als Sie."

Der General schnitt ein Gesicht, daß ihm sein gelblicher Bocksbart mit einem Ruck bis an die Nase emporfuhr.

„Es ist schon lange her, daß die Frauen mich nicht mehr ansehen. Sie haben nur Augen für solche Gelbschnäbel."

Derjenige, auf welchen er in dieser etwas freien, bei den adeligen Militärs besonders beliebten Sprache hinwies, war der junge Lappara, der mit dem Ministerportefeuille auf den Knieen in einer Wagenecke saß und sich angesichts dieser hochwichtigen Gesellschaft in ehrerbietiges Schweigen hüllte. Roumestan fühlte sich verletzt, ohne recht zu wissen weshalb, und blieb die Antwort nicht schuldig. Es gäbe andre Dinge genug, meinte er, welche die Frauen höher schätzen, als die Jugend eines Mannes.

„Das sagen sie Ihnen."

„Ich berufe mich dafür auf diese Herren."

Alle, wie sie da waren, mit enganschließendem Ueberrock auf dem wohlbeleibten Körper, oder magere, dürre Gestalten, kahlköpfig oder mit weißen Haaren, zahnlos oder mit Lücken im Munde, mit irgend welchem Gebrechen behaftet — alle diese Herren, Minister und Unterstaatssekretäre, bekannten sich laut zu der Ansicht Roumestans. Bei dem Rasseln der Räder und allem Lärm des parlamentarischen Eisenbahnzuges wurde die Unterhaltung immer lebhafter.

„Unsre Minister liegen sich in den Haaren," hieß es in den benachbarten Coupés.

Und die Journalisten bemühten sich, trotz der Scheidewände, das eine oder andre Wort aufzufangen.

„Den, der einen Ruf, der die Macht in Händen hat, den lieben sie!" donnerte Numa. „Sich sagen zu können, daß der Mann zu ihren Füßen, der seinen Kopf auf ihren Schoß legt, ein Berühmter, ein Mächtiger ist, einer von denen, welche die Welt in Bewegung setzen, das ist's, was ihnen Eindruck macht!"

„So ist es!"

„Sehr richtig... sehr richtig..."

„Ich denke wie Sie, mein werter Kollege."

„Nun gut! Was mich betrifft, so sage ich Ihnen, daß wenn ich seiner Zeit als einfacher Lieutenant im Generalstab des Sonntags in Galauniform mit neuen Tressen und meinen fünfundzwanzig Jahren ausging, ich im Vorübergehen von den Frauen jene Blicke erntete, die Einen wie ein Peitschenhieb vom Scheitel bis zur Sohle treffen, Blicke, die man in meinem Alter auch durch die schönsten Epauletten nicht mehr erobert. ... Und wenn ich jetzt die Wärme und Aufrichtigkeit eines solchen Blickes fühlen, eine stumme Liebeserklärung auf offener Straße genießen will, wissen Sie, was ich dann thue?... Ich nehme einen meiner Adjutanten, einen jungen Kerl mit schönen Zähnen und breiter Brust, und mache mir das Vergnügen, an seinem Arme spazieren zu gehen, sacré nom de Dieu!"

Roumestan schwieg bis zur Ankunft in Paris. Die Schwermut, die ihn des Morgens befallen, bemächtigte sich seiner aufs neue, aber mit einer Zuthat von Zorn und Entrüstung über die thörichte Verblendung der Frauen, die sich in Einfaltspinsel und Stutzer vernarren können. Was war denn zum Beispiel an diesem Lappara Besonderes? In tadelloser Kleidung mit tiefem Halsausschnitt, drehte derselbe, ohne sich an dem Streit zu beteiligen, in geckenhafter Weise seinen blonden Bart. Man hätte ihn ohrfeigen mögen. So sah er gewiß aus, wenn er das Duett aus „Mireille" mit der kleinen Bachellery sang, die ohne Zweifel seine Geliebte

war.... Dieser Gedanke empörte ihn zwar, zu gleicher Zeit aber hätte er sich vergewissern, sich überzeugen mögen.

Kaum waren sie allein, so fragte er, während sein Wagen dem Ministerium zufuhr, unvermittelt und ohne Lappara anzusehen: „Ist es lange her, daß Sie diese Damen kennen?“

„Welche Damen, Herr Minister?“

„Nun, die kleine Bachellery und ihre Mutter!“

Er dachte nur an sie und meinte, allen andern müßte es ebenso gehen, wie ihm. Lappara lachte.

Ja freilich! Das war schon lange her; es waren Landsleute von ihm. Die Familie Bachellery und die Folies-Bordelaises gehörten zu den schönsten Erinnerungen seiner achtzehn Jahre. Als Gymnasiast hatte sein Herz für die Mutter geschlagen, daß schier die Knöpfe seiner Schüleruniform gesprungen waren.

„Und heute schlägt es wohl für die Tochter?“ fragte Roumestan leichten Tones, indem er mit seinem Handschuh das Wagenfenster abwischte, um auf die feuchte, dunkle Straße zu blicken.

„O, mit der Tochter ist es etwas anders.... Die ist bei all ihrem kecken, windigen Wesen, ein sehr kaltes, ernsthaftes Mädchen. Ich weiß nicht, wo sie hinaus will, aber sie scheint es auf etwas abgesehen zu haben, was ich wohl nicht in der Lage bin, ihr zu bieten.“

Numa fühlte sich erleichtert.

„Ah, wirklich? . . . Und doch kommen Sie öfters zu den Damen?“

„O ja... die Häuslichkeit dieser Bachellerys ist gar so gemütlich.... Der Vater, der ehemalige Theaterdirektor, macht komische Couplets für die Cafés chantants; die Mutter singt und recitiert dieselben, während sie Champignons à l'huile und Fischsuppe bereitet, wie man sie bei Roubion selbst nicht findet. Das ist ein Schreien, ein Durcheinander, ein Musizieren und Schmausen... die reinsten Folies-Bordelaises im Familienkreise. Die kleine Bachellery führt den Reigen, wirbelt umher, soupiert, trillert, verliert aber keinen Augenblick den Kopf.“

„Oho, mein Junge, Sie rechnen doch darauf, daß sie ihn heut oder morgen verlieren wird und zwar zu Ihren Gunsten.“ Und mit plötzlichem Ernst fügte der Minister hinzu: „Schlechte Gesellschaft für Sie, junger Mann. Sie sollten vernünftiger sein; zum Teufel!... Die ‚Folies-Bordelaises‘ — die Possen von Bordeaux können nicht ewig dauern.“

Dann ergriff er seine Hand und sagte: „Sie denken also nicht daran, sich zu verheiraten, wie?“

„Meiner Treu, nein, Herr Minister... ich befinde mich sehr wohl, so wie ich bin... es müßte sich denn eine ganz besonders glänzende Partie...“

Die wird sich schon finden.... Mit Ihrem Namen, Ihren Verbindungen...“ Und mit einem Male losplatzend fragte er: „Was würden Sie zu Fräulein Le Quesnoi sagen?“

Der Sprößling von Bordeaux, so kühn er auch in seinen Hoffnungen war, erblaßte vor Freude und Ueberraschung.

„O! Herr Minister, ich hätte nie gewagt...“

„Warum nicht?... Jawohl, jawohl.... Sie wissen ja, wie sehr ich Sie liebe, mein guter Junge... ich würde mich freuen, Sie zu meiner Familie zu zählen... ich würde mich vollständiger fühlen und...“

Er hielt plötzlich inmitten seines Satzes inne, da er sich erinnerte, ganz dasselbe schon Méjean gegenüber am Morgen ausgesprochen zu haben.

„Ja, das ist nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern!...“

Mit dem ihm eigentümlichen heftigen Achselzucken half er sich darüber hinweg und vergrub sich wieder in die Wagenecke. „Hortense ist schließlich frei und kann wählen, wen sie will.... Jedenfalls habe ich diesen jungen Mann aus einer schlechten Umgebung befreit.“ In der That war Roumestan im Innersten überzeugt, daß diese gute Absicht die einzige Triebfeder seiner Handlungsweise gewesen sei.

Neuntes Kapitel.

Soiree beim Minister.

Das Faubourg St. Germain bot an jenem Abend einen ungewohnten Anblick dar. Kleine Straßen, die gewöhnlich sehr still waren und in denen die Nachtruhe beizeiten einzutreten pflegte, wurden durch das Gerassel der Omnibusse, die von ihrem gewöhnlichen Wege abgewichen waren, belebt; andre dagegen, die für die rauschende Flut, für den ununterbrochenen Lärm der großen Pariser Verkehrsadern bestimmt waren, glichen in ihrer öden Stille dem Bette eines abgelenkten Stromes und erschienen dadurch noch größer als sonst, während an ihrem Eingang der hohe Schatten eines Garde de Paris zu Pferd oder — quer über die Straße — die düstern Umrisse einer Reihe Schutzmänner mit der Kapuze ihres Mantels über dem Gesicht, die Hände in die weiten Aermel eingewickelt, Wache standen und den Wagen die Durchfahrt wehrten.

„Ist Feuer ausgebrochen?“ fragte jemand erschreckt, indem er sich mit dem Kopf aus dem Wagenfenster beugte.

„Nein, mein Herr, es ist Soiree im Ministerium des öffentlichen Unterrichts.“

Und der Mann nahm seinen Posten wieder ein, während der Kutscher, über den großen Umweg fluchend, den er nun zu machen hatte, am linken Seineufer weiterfuhr, wo die aufs Geratewohl durchgebrochenen Straßen noch etwas von der wirren Unordnung des alten Paris an sich haben.

Aus der Entfernung erschien in der That der Stadtteil durch das an beiden Vorderseiten erleuchtete Ministerium, durch die inmitten der Straße zum Schutz gegen die Kälte angezündeten Feuer und den langsam kreisenden Schimmer der sich auf ein und denselben Punkt zusammendrängenden Laternenreihen in einen feurigen Dunstkreis eingehüllt, der durch die Klarheit und eisige Trockenheit der Luft noch lebhafter zur Geltung kam. Wenn man sich aber näherte, beruhigte man sich schnell angesichts der hübschen Anordnung des Festes und des gleich-

mäßigen, hellen Lichtscheines, der sich bis zur Höhe der benachbarten Häuser erstreckte, deren Inschriften in Goldlettern „Mairie du VIIe Arrondissement . . . Ministère des Postes et Télégraphes“ wie am hellen Tage zu lesen waren und sich unter den wechselnden bengalischen Feuern in einigen großen, blätterlos und unbeweglich in die Höhe ragenden Bäumen des Platzes wie in einer feenhaften Bühnenbeleuchtung widerspiegelten und verflüchtigten. Unter den Vorübergehenden, die trotz der Kälte ihre Schritte anhielten und vor dem Eingang zum Ministerium ein dichtes Spalier von Neugierigen bildeten, bewegte sich auch ein kleiner, drolliger Schatten mit wackelndem, entenartigem Gange, welcher, von Kopf bis zu Fuß in einen langen Mantel gehüllt, wie ihn die Bäuerinnen tragen, von sich nichts sehen ließ, als zwei kleine, stechende Augen. Ganz zusammengekrümmt und mit klappernden Zähnen ging die Gestalt hin und wieder, ohne jedoch in ihrer fieberhaften Aufregung den Frost zu fühlen. Bald stürzte sie auf die Wagen los, die längs der Rue Grenelle in unabsehbarer Reihe harrten und kaum merkbar vorrückten, indes die prächtigen Pferde ungeduldig schnaubten und in den Zügel knirschten und weiße Toiletten hinter den angelaufenen Fenstern sichtbar wurden. Bald kehrte sie wieder zum Eingang zurück, wo das Privilegium gewisser hoher Staatsbeamten deren Karossen gestattete, die Reihenfolge der harrenden Wagen zu durchbrechen. „Pardon . . .“ sagte sie, indem sie die Leute zurückdrängte, „lassen Sie mich ein wenig sehen!“ In dem hellen Scheine der auf pyramidenförmigen Holzgestellen geordneten Lampions wurden, unter der gestreiften Leinwand der Marquisen, geräuschvoll die Wagenthüren geöffnet, und duftiger Tüll- und Blumenschmuck und lange, rauschende Atlasgewänder fluteten heraus die Teppiche entlang. Der kleine Schatten beugte sich gierig nach vorn und zog sich kaum schnell genug zurück, um nicht von den nachfolgenden Wagen erdrückt zu werden.

Audiberte hatte sich selbst überzeugen, mit eignen Augen sehen wollen, wie all das vor sich ging. Mit welchem Stolz blickte sie auf diese Menge, auf diese Beleuchtung, auf die Soldaten zu Fuß und zu Pferde, auf dieses ganze Stück

Paris, das Valmajours Tambourin zuliebe das Unterste zu oberst gekehrt hatte. Denn ihm zu Ehren wurde ja das Fest gegeben, und sicherlich war der Name Valmajours auf den Lippen all dieser schönen Herren und Damen. Von dem Eingang in der Rue Grenelle lief sie nach der Rue Bellechasse, wo die Wagen herausfuhren, näherte sich einer Gruppe von Pariser Stadtgardisten und Kutschern in großen Wintermänteln, die um ein mitten auf der Straße brennendes Kohlenfeuer standen, und war erstaunt, diese Leute nur von der Kälte, von dem so strengen Winter und von erfrorenen Kartoffeln sprechen zu hören, von lauter Dingen, die nicht den geringsten Bezug auf das Fest und ihren Bruder hatten. Besonders aber ärgerte sie sich über die Langsamkeit, mit der sich diese endlose Auffahrt entwickelte; sie hätte gern den letzten Wagen einfahren sehen, um sich sagen zu können: „Nun ist es soweit ... man fängt an. ... Diesmal wird es doch etwas werden!" Aber die Nacht rückte vor, die Kälte wurde durchdringender, sie fror an die Füße, daß sie vor Schmerzen weinen mußte, — und zu weinen, wenn man sich im Herzen so fröhlich fühlt, das ist denn doch ein wenig stark. Endlich entschloß sie sich, nach Hause zu gehen, nicht ohne mit einem letzten Blick all diesen Glanz und diese Herrlichkeit in sich aufgenommen zu haben, die sie nun durch die vereinsamten Straßen und die eiskalte Nacht in ihrem armen, wirren Kopf mit sich forttrug, in dem das Fieber des Ehrgeizes an die Schläfen pochte und der von Träumen und Hoffnungen zum Zerspringen voll war; diese Prachtbeleuchtung zum Ruhme der Valmajours hatte ihre Augen für immer geblendet.

Und was würde sie erst gesagt haben, wenn sie ins Innere des Ministeriums getreten wäre und die ganze Flucht der weiß und goldnen Säle mit ihren bogenförmigen Flügelthüren gesehen hätte, welche noch größer erschienen durch die Spiegel, in denen die Flammen der Arm- und Kronleuchter widerstrahlten, sowie der blendende Glanz der Diamanten und der Orden aller Art, die in Form von Palmetten, Nadeln, Sternen, teils groß wie Feuerräder, teils winzig klein zu sehen waren, oder aber an

jenen großen roten Bändern, die an blutige Enthauptungen erinnern, um den Hals hingen.

Da erblickte man, in buntem Durcheinander mit den Größen des Faubourg St. Germain, Minister, Generäle, Gesandte, Akademiker und Mitglieder des Oberunterrichtsrates. Ein solches Publikum hatte Valmajour noch nie vor sich gehabt, weder in der Arena zu Aps, noch bei den großen Wettspielen der Tambourinschläger in Marseille. Sein Name spielte allerdings keine besondre Rolle bei diesem Feste, zu dem er den Anlaß gegeben. Das prächtig ausgestattete, mit Federzeichnungen von Dalys verzierte Programm kündigte wohl an: „Lieder mit Variationen auf dem Tambourin", wobei der Name Valmajours neben dem mehrerer berühmter Künstler prangte; aber niemand achtete auf das Programm. Nur Leute aus dem Vertrautenkreise, Leute, die über alles unterrichtet zu sein pflegten, sagten zu dem am Eingang des ersten Salons stehenden Minister: „Sie haben also einen Tambourinvirtuosen hier?"

Und er erwiderte zerstreut: „Ach ja, das ist ein Einfall meiner Damen."

Er dachte kaum an den armen Valmajour. Es handelte sich diesen Abend um ein andres, weit wichtigeres Debut. Was wird man sagen? dachte er bei sich. Wird sie Erfolg haben? Hatte ihn die Teilnahme, die er für dieses Mädchen hegte, nicht vielleicht über dessen Talent als Sängerin getäuscht? Bis über die Ohren verliebt, obwohl er es sich noch nicht gestehen wollte, und bis ins innerste ergriffen von einer Leidenschaft, wie sie einen Mann von vierzig Jahren zu erfassen vermag, fühlte er zugleich die Angst des Vaters, des Gatten, des Liebhabers und des Ausstatters der Debutantin, und glich jenen zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Gestalten, wie man sie am Abend einer ersten Theatervorstellung hinter den Kulissen umherschleichen sieht. Dies hinderte ihn indes keineswegs, liebenswürdig und zuvorkommend zu sein und seine Gäste mit offnen Armen zu empfangen — und welche Masse Gäste, boun Diou! — er verstand es trotzdem, mit dem lebhaftesten Mienenspiel zu lächeln, oder laut aufzuwiehern und den Boden zu stampfen,

sich mit dem ganzen Körper hintenüber zu werfen, oder tiefe Kratzfüße zu machen, kurz, seinen zwar etwas einförmigen, aber immerhin nüancierten Herzensergießungen freien Lauf zu lassen.

Plötzlich jedoch ließ er den werten Eingeladenen, dem er soeben ganz im Vertrauen eine Masse unschätzbarer Gunstbezeigungen versprechen wollte, stehen, ja stieß denselben nahezu fort, um einer großen, geröteten Dame mit selbstbewußtem Auftreten entgegenzueilen. Und mit einem „Ah! Frau Marschallin!“ nahm er einen majestätischen, in einen Handschuh mit zwanzig Knöpfen eingezwängten Arm unter den seinigen und führte die hohe Besucherin von Salon zu Salon zwischen einem doppelten Spalier schwarzgekleideter, sich ehrerbietig verneigender Gäste hindurch bis zu dem Konzertsaal, in welchem Madame Roumestan und ihre Schwester die Honneurs machten. Im Zurückgehen teilte er abermals Händedrücke und herzliche Worte aus: „Zählen Sie darauf ... es ist abgemacht ...“ oder warf jemand sein: „Wie geht's, guter Freund!“ mit Blitzesschnelle entgegen, oder er stellte, um etwas Wärme in den Empfang und eine gemütliche Stimmung in diese ganze weltliche Feierlichkeit zu bringen, die Gäste gegenseitig vor und warf sie einander unvermutet in die Arme: „Wie! Sie kennen sich nicht?... Seine Durchlaucht, Fürst von Anhalt ... Herr Bos, Senator ...“ und er bemerkte nicht, daß die beiden Männer, sobald er ihre Namen ausgesprochen hatte, nach einer barschen, tiefen Verbeugung und dem Austausch der unvermeidlichen Höflichkeitsformel „Monsieur, Monsieur“ nur warteten, bis er sich entfernt hatte, um sich mit wütender Miene den Rücken zu kehren.

Wie die meisten politischen Kämpfer, wenn sie einmal den Sieg errungen und die Macht in Händen haben, so hatte auch der gute Numa in seinem Eifer nachgelassen. Ohne sich von der Partei der „moralischen Ordnung“ abzuwenden, hatte der Sohn der südlichen Vendée doch sein früheres Feuer für die „gute Sache“ verloren, ließ die großen Hoffnungen einschlafen und fing an zu finden, daß man mit dem Gange der Dinge eigentlich zufrieden sein könne. Wozu diese

rohen Gehässigkeiten unter anständigen Leuten? Er hielt die Besänftigung der Gemüter, allgemeine Duldsamkeit für wünschenswert und zählte auf die Musik, um eine Versöhnung zwischen den Parteien herbeizuführen, indem er hoffte, man würde in seinen „kleinen Konzerten", die alle vierzehn Tage stattfanden, ein neutrales Gebiet erblicken, auf welchem künstlerischer Genuß und höfliches Entgegenkommen selbst die heftigsten Gegner zusammenführen konnte, so daß dieselben im stande waren, sich außerhalb der politischen Leidenschaften und Wühlereien zu würdigen. Daraus erklärte sich auch die eigentümliche Zusammenwürfelung, die bei den Einladungen zu Tage trat, sowie die unbehagliche, peinliche Stimmung der Eingeladenen und die leise geführten, plötzlich unterbrochenen Gespräche, das lautlose Ab- und Zugehen von schwarzen Anzügen, die absichtlich nach oben gerichteten Blicke, als betrachte man die Vergoldung der Decke und jene Verzierungen aus der Zeit des Direktoriums, halb Louis XVI., halb Empire, die in Kupferapplikation ausgeführt die geraden Linien des Marmors der Kamine unterbrechen. Man hatte warm und kalt zugleich, fast als wäre der schreckliche Frost von außen durch die dichten Mauern und die schweren Vorhänge eingedrungen, um sich hier in moralische Kälte zu verwandeln. Von Zeit zu Zeit unterbrach das stürmische Hin- und Herrennen Rochemaures oder Lapparas, welche beauftragt waren, den Damen Plätze zu verschaffen, dies einförmige Umherwandeln von sich langweilenden Personen; oder die schöne Madame Hubler rauschte in Aufsehen erregender Weise mit ihrem Federschmuck und ihrem ausdruckslosen Profil, das dem einer unzerbrechlichen Puppe glich, vorüber, ein erzwungenes, bis in die Augenbrauen sich verziehendes Lächeln auf den Lippen, wie man es bei den Wachsfiguren im Schaufenster der Friseure sieht. Aber die Kälte griff alsobald wieder Platz.

„Der Teufel soll Wärme und Leben in diese Säle des Kultusministeriums bringen . . . gewiß geht Frayssinous' Geist in der Nacht hier um!"

Diese mit lauter Stimme gemachte Bemerkung ging von einer Gruppe junger Musiker aus, die sich um Cardaillac,

den Direktor der Oper, herumdrängten, welcher seinerseits mit philosophischer Gleichmütigkeit auf einer Samtbank mit dem Rücken an den Sockel der Molièrestatue gelehnt, dasaß. Dieser stark beleibte, halb taube Mann mit seinem weißen, borstigen Schnurrbart erinnerte kaum mehr an den gewandten, feurigen Unternehmer der Feste des „Nabob"; man erkannte denselben nicht mehr in dieser großen, stattlichen, aber leblosen Gestalt mit dem aufgedunsenen, nichtssagenden Gesichte, in welchem nur noch das Auge auf den Pariser Blagueur hindeutete; aus ihm sprachen seine stürmischen Lebenserfahrungen und sein im Feuer des Bühnenlebens gestählter Geist. Jetzt aber war er befriedigt und gesättigt und höchstens von der Furcht erfüllt, bei Ablauf seines Vertrages des Direktionspostens verlustig zu gehen; darum zog er die Krallen ein, sprach nur wenig, besonders hier, und begnügte sich, seine Bemerkungen über die Komödie des offiziellen Lebens mit dem geheimnisvollen Lächeln „Lederstrumpfs" zu würzen.

„Boissaric, mein Junge," fragte er ganz leise einen jungen Mann aus Toulouse, der voller Kniffe und Ränke war und von dem im Opernhaus soeben ein Ballett aufgeführt worden war, das erst zehn Jahre lang in der Mappe gelegen hatte, was ihm niemand glauben wollte, — „Boissaric, du, der alles weiß, nenne mir doch den Namen dieser feierlichen Persönlichkeit mit dem Schnurrbart, die mit aller Welt vertraulich spricht und hinter der eignen Nase mit einer Andacht einhermarschiert, als ginge es zum Leichenbegängnis dieses Anhängsels. . . . Er muß vom Theater sein, denn er sprach mir davon mit einer gewissen Kennermiene."

„Das glaube ich nicht, Herr Direktor . . . eher ein Diplomat. Ich hörte ihn soeben zum belgischen Gesandten sagen, sie seien lange Zeit Kollegen gewesen."

„Sie irren sich, Boissaric . . . es muß ein fremder General sein. Soeben erst führte er inmitten einer Gruppe hoher Offiziere das große Wort und sagte mit erhobener Stimme: ‚Da müßte man nie ein militärisches Oberkommando geführt haben!'"

„Seltsam!"

Lappara, der im Vorübergehen befragt wurde, lachte laut auf: „Das ist ja Bompard!“

„Què aco Bompard? — Wer ist Bompard?“

„Der Freund des Ministers.... Wie ist es möglich, daß Sie ihn nicht kennen?“

„Ein Südländer?“

„Té! Parbleu, das will ich meinen ...“

Es war in der That Bompard, der in einen prächtigen neuen Anzug mit Samtaufschlägen eingeschnürt, die Handschuhe in der Westenöffnung bergend, die Soiree seines Freundes durch eine mannigfaltige und unausgesetzte Unterhaltung zu beleben suchte. In der offiziellen Welt, in der er sich zum erstenmal produzierte, noch unbekannt, erregte er denn auch wahrhaftes Aufsehen, indem er von Gruppe zu Gruppe ging und seine Erfindungsgabe leuchten ließ, seine glänzenden Phantasieen, seine Geschichten von königlichen Liebschaften, Abenteuern und Kämpfen, von Triumphen auf eidgenössischen Schützenfesten zum besten gab, — Geschichten, die auf allen Gesichtern rund umher den gleichen Ausdruck des Staunens und einer gewissen peinlichen Unruhe hervorriefen. Hier bot sich nun zwar Stoff genug zur Heiterkeit, aber nur für die paar Eingeweihten, die denselben zu würdigen wußten, und so vermochte selbst Bompard nicht die Langeweile zu verscheuchen, die sich bis in den Konzertsaal erstreckte, einen ungeheuren, äußerst malerischen Raum mit doppelten Galerieen und einem Glasplafond, der den Eindruck machen konnte, als befinde man sich unter freiem Himmel.

Eine grüne Dekoration von Palmen und Bananenbäumen, deren lange, unbewegliche Blätter unter den Kronleuchtern erglänzten, bildete einen frischen Hintergrund für die Toiletten der Damen, welche in geraden, unzähligen Stuhlreihen dicht aneinandergedrängt saßen. Das war ein Wogen und Wallen von Nacken, die sich hin- und widerbeugten, von Schultern und Armen, die aus den Kleidern hervorstrebten wie aus dem Blätterschmuck einer halbgeöffneten Blume, von reichem, sternbesätem Haarputz, welcher das Funkeln der Diamanten dem blauen Glanz der schwarzen Haare und dem gesponnenen Gold der blonden Locken paarte;

da sah man blühende Wangen im Einviertelprofil, Körper, welche von den Hüften bis zum Nacken in gesunder Fülle prangten, oder zarte, magere Gestalten von der schlanken, mit einer Brillantschnalle zusammengehaltenen Taille bis zu dem langen, durch ein Samtband verdeckten Halse. Und über all dem schwirrten die bunten, entfalteten, mit allerlei Flitter ausgestatteten Fächer und einten die Wohlgerüche der „White rose“ oder des „Opoponax“ dem sanften Dufte des weißen Flieders und der natürlichen Veilchen.

Das auf den Gesichtern sich kundgebende Mißbehagen steigerte sich hier noch durch die Aussicht, zwei Stunden lang unbeweglich vor diese Estrade gebannt zu sein, auf welcher die Choristen in schwarzen Anzügen und die Choristinnen in weißen Musselinkleidern regungslos wie vor einem photographischen Apparate aufgestellt waren und das Orchester sich in den Sträuchern von frischem Grün und Rosen verbarg, aus denen man nur die Hälse der Baßgeigen gleich Folterinstrumenten hervorragen sah. O, sie kannten sie alle, diese Qual des musikalischen Jochs, dieselbe gehörte zu den ermüdenden Widerwärtigkeiten ihrer Wintersaison, zu den Frondiensten, die sie der Gesellschaft leisten mußten. Daher kam es, daß, wenn man danach gesucht hätte, in dem ganzen ungeheuren Saal nur ein einziges zufriedenes, lächelndes Gesicht zu finden gewesen wäre — das der Madame Roumestan, und es war nicht etwa das erzwungene Lächeln mancher Hausfrauen, das sich in unbeobachteten Augenblicken nur allzu leicht in den Ausdruck feindseligen Widerwillens verwandelt, sondern das glückliche Antlitz einer geliebten Frau, die im Begriffe steht, ein neues Leben zu beginnen. O unerschöpfliche Zärtlichkeit eines edlen Herzens, das nur einmal geliebt hat! Sie begann jetzt wieder an ihren Numa zu glauben, der seit einiger Zeit so gut, so zärtlich war. Es war wie eine Rückkehr zur ersten Liebeszeit, ein Sichwiederfinden zweier Herzen nach langer Trennung. Ohne zu untersuchen, woher dieses Aufleben seiner Zärtlichkeit kommen mochte, sah sie ihn wieder liebevoll und jugendlich wie eines Abends vor ihrem Jagdgemälde, und sie war immer noch die begehrenswerte Diana, zart und geschmeidig

in ihrem weißen Brokatkleide, mit ihren kastanienbraunen, glatt über der Stirn gescheitelten Haaren — über dieser reinen, keuschen Stirn, auf welcher ihre dreißig Jahre kaum als fünfundzwanzig erschienen.

Auch Hortense war sehr hübsch, ganz in Blau gekleidet, und der Tüll, der ihren langen, etwas nach vorn gebeugten Oberkörper wie eine Wolke umgab, warf einen milden Dämmerschein auf ihr Gesicht. Aber der Gedanke an das erste Auftreten ihres Musikers beunruhigte sie. Sie fragte sich, ob dies verwöhnte Publikum Geschmack an dieser idyllischen Musik finden würde, ob man nicht, wie es Rosalie geraten hatte, dem Tambourin einen Horizont von grauen Oliven mit einer zackigen Hügelkette hätte geben müssen; und ganz erregt zählte sie schweigsam, unter dem leisen Rauschen der Fächer, inmitten der mit gedämpfter Stimme geführten Unterhaltung, in welche sich die der Reihe nach einfallenden Orchesterstimmen mischten, die vor dem Valmajourschen Debut auf dem Programm angesetzten Stücke.

Jetzt hört man die Violinisten mit ihren Bogen auf die Pulte schlagen, ein Knittern von Noten, während sich die Choristen auf dem Podium von ihren Sitzen erheben; die Opfer senden einen langen Blick nach der von schwarzen Röcken versperrten hohen Thüre, als wünschten sie zu entfliehen — und die ersten Akkorde des Gluckschen Chores:

„In dieses Waldes unheilvollem Dunkel . . .“

steigen zu der Glasdecke empor, über welche die Winternacht ihren blauen Schleier breitet.

Das Konzert hat begonnen. . . .

Der Geschmack für Musik hat sich in Frankreich seit einigen Jahren sehr verbreitet. Besonders in Paris haben die Sonntagskonzerte und die während der Osterwoche stattfindenden geistlichen Aufführungen, sowie eine Unmasse Privatvereine die Sinne des Publikums überreizt, die klassischen Werke der großen Meister popularisiert und die musikalische Gelehrsamkeit zur Modesache erhoben. Aber im Grunde genommen ist Paris viel zu unruhig, viel zu sehr mit dem Kopfe lebend, um ernstliche Liebe zur Musik zu empfinden, zu jener den Menschen völlig absorbierenden Kunst,

die uns regungslos, sprach- und gedankenlos in ein Netz wogender Harmonieen einspinnt, uns darin einwiegt und in einen traumähnlichen Zustand versetzt wie das Meer. Und die Opfer, welche der Bewohner der Weltstadt für sie bringt, sind die eines verschwenderischen Stutzers für ein Mädchen à la mode, das Zurschaustellen einer banalen, bis zur Langeweile leeren Modeleidenschaft.

Ja, bis zur Langeweile! Und sie bildete unzweifelhaft auch in diesem Konzerte den Grundton. Unter der gekünstelten Bewunderung, in den affektiert begeisterten Mienen, die in der großen Welt auch bei den aufrichtigsten Frauen zum guten Ton gehören, trat sie mehr und mehr zu Tage, verscheuchte kalt das Lächeln und den Glanz der Augen und senkte sich erdrückend auf jene niedlichen, schmachtenden Körperhaltungen, welche an kleine Waldvögelein gemahnen, wenn sie auf einem Zweige sitzen, oder Tropfen um Tropfen trinken. „Bravo! ... Göttlich! ... Köstlich!“ hörte man eine nach der andern in den langen Reihen aneinander geketteter Stühle mit verzweifeltem Eifer rufen, als wollten sie sich selbst damit anfeuern, schließlich aber erlagen sie doch der immer mehr um sich greifenden Erstarrung, die wie ein dichter Nebel aus der Hochflut stieg und alle der Reihe nach aufmarschierenden Künstler in weite, teilnahmslose Ferne entrückte.

Und doch waren es die berühmtesten, die ausgezeichnetsten Virtuosen, welche Paris hier versammelt hatte, und sie trugen die klassische Musik mit aller erforderlichen Meisterschaft vor, die man sich leider erst im Lauf der Jahre erwirbt. So singt nun die Vauters bereits seit dreißig Jahren jene schöne Romanze von Beethoven, „Das Liedchen von der Ruhe“, und nie sang sie es mit mehr Feuer, nie inniger als heute abend; aber die Saiten sind gerissen, man hört den Bogen auf dem Holze kratzen, und von der einstigen großen Sängerin, von der berühmten Schönheit ist nichts übrig geblieben, als wohlberechnete Stellungen, eine untadelhafte Methode und jene schmale, weiße Hand, die bei der letzten Strophe eine Thräne in dem Winkel des durch Kohle vergrößerten Auges zerdrückt, eine Thräne, die den Seufzer ersetzen soll; dessen ihre Stimme nicht mehr fähig ist.

Und wer hat es jemals Mayol, dem schönen Mayol gleich gethan, wenn er die Serenade aus „Don Juan“ mit jener zephyrartigen Weichheit, mit jener Leidenschaft hingehaucht, die an eine verliebte Libelle erinnert. Nur hört man ihn leider jetzt nicht mehr, so sehr er sich auch mit vorgestrecktem Halse auf den Fußspitzen in die Höhe hebt, so sehr er auch seinen Ton bis aufs letzte ausklingen läßt, indem er ihn mit der feinen Gebärde einer Spinnerin begleitet, die ihre Wolle zwischen den Fingern dreht — es will nichts, gar nichts mehr herauskommen. Paris, das seinen einstigen Freunden ein dankbares Andenken bewahrt, klatscht trotzdem Beifall; aber diese abgenützten Stimmen, diese verblühten allzu bekannten Gesichter — Münzen, die infolge ihrer beständigen Zirkulation ihr Gepräge verloren haben — vermögen die Nebel nicht zu zerstreuen, die über dem Feste schweben, ungeachtet der Anstrengungen, welche Roumestan macht, um Leben in dasselbe zu bringen, trotz der begeisterten Bravos, die er mit lauter Stimme mitten aus dem Knäuel der schwarzen Röcke herausschleudert, trotz der „Scht“ und „Pst“, womit er die Leute, die zu plaudern versuchen, zwei Salons weit einschüchtert und die nun stumm und gespenstergleich in der glänzenden Beleuchtung umherwandeln, oder, um sich zu zerstreuen, mit krummem Rücken und schlaff herabhängenden Armen vorsichtig ihren Platz wechseln, oder auch wie vernichtet, den Klapphut zwischen den Beinen schlenkernd, mit stumpfen, ausdruckslosen Zügen auf niedere Sitze sinken.

Mit einemmale wird alles wach und lebendig — Alice Bachellery tritt auf.

An beiden Eingängen des Saales entsteht ein Gedränge von Neugierigen, die gerne die kleine Sängerin im kurzen Röckchen auf der Estrade sehen möchten, wie sie mit halbgeöffnetem Munde und wie vor Ueberraschung über dieses große Publikum mit den Augen blinzelt. „Chaud! chaud! les p'tits pains d'gruau!“ summen die jungen Leute aus den Klubs mit der schelmischen Gebärde, womit sie ihren Schlußrefrain zu begleiten pflegte. Alte Universitätsprofessoren nähern sich ganz erregt, ihren Kopf nach der Seite

haltend, auf der sie besser hören können, um sich keine von den schlüpfrigen Zweideutigkeiten des beliebten Schwankes entgehen zu lassen. Und man ist ganz enttäuscht, als der kleine Bäckerjunge mit seiner scharfen, schwachen Stimme eine große Arie aus „Alceste“ anstimmt, welche ihm von der Vauters, die ihm jetzt hinter den Kulissen hervor Mut einspricht, eingetrichtert worden ist. Die Gesichter ziehen sich in die Länge, die Herren im schwarzen Fracke nehmen Reißaus und beginnen aufs neue umherzuirren, und zwar um so ungezwungener, als der Minister sie jetzt nicht mehr überwacht, sondern sich am Arme des über eine solche Ehre ganz verwirrten Herrn von Boë nach dem Hintergrunde des letzten Saals begeben hat.

O unverwüstliche Kindlichkeit der Liebe! Ihr mögt eine zwanzigjährige Advokatenpraxis, eine fünfzehnjährige parlamentarische Routine hinter euch haben, mögt Selbstbeherrschung genug besitzen, um inmitten der stürmischsten Sitzungen und der zügellosesten Unterbrechungen euer Ziel mit der Kaltblütigkeit einer Seemöwe, die auch im wütendsten Sturm nach Fischen ausgeht, festzuhalten — sobald einmal die Leidenschaft ins Spiel kommt, so seid ihr schwach unter den Schwachen, und klammert euch verzweiflungsvoll, zitternd und feige lieber an den Arm des ersten besten Einfaltspinsels an, als daß ihr den geringsten Tadel eures Idols anhört.

„Entschuldigen Sie, ich muß fort... die Pause ist da...“ Mit diesen Worten stürzt der Minister hinweg und übergibt den jungen Kanzleibeamten wieder dem Dunkel, aus dem er nunmehr nicht mehr auftauchen wird. Man drängt nach dem Büffett, und die befriedigten Mienen all dieser Unglücklichen, denen die Freiheit der Bewegung und der Rede zurückgegeben ist, können Numa glauben machen, daß sein Schützling einen großen Erfolg errungen habe. Man drängt sich um ihn, man beglückwünscht ihn, „göttlich... köstlich...“, aber niemand spricht ausdrücklich über das, was ihn interessiert, und er hält endlich Cardaillac fest, der soeben seitwärts schreitend an ihm vorübergeht und den Menschenstrom mit seiner riesigen Schulter wie mit einem Hebel zurückstaut.

„Nun! ... Wie hat sie Ihnen gefallen?"

„Wer denn?"

„Die Kleine...", sagt Numa in einem Tone, den er gleichgültig erscheinen zu lassen bemüht ist.

Der andre ist schlau genug, sofort zu verstehen, und antwortet, ohne sich zu besinnen: „Eine Entdeckung.... Ein neuer Stern!" worauf der Verliebte wie ein Zwanzigjähriger errötet.

„Also glauben Sie, daß sie an der Oper?..."

„Ohne Zweifel... aber es bedarf eines guten ‚montreur'," sagte Cardaillac mit seinem stummen Lächeln, und während der Minister sich beeilt, Fräulein Alice zu beglückwünschen, setzt der „montreur" seinen Marsch in der Richtung des Büffetts fort, das sich im Hintergrunde eines braungetäfelten, goldverzierten Saales von einer großen Spiegelscheibe abhebt. Ungeachtet der schweren, dunklen Vorhänge und des hochmütigen, pedantischen Wesens der Haushofmeister — unstreitig Universitätsangehörige von verfehltem Berufe — verschwindet hier die schlechte Laue und die Langeweile vor der ungeheuren Niederlage von feinem geschliffenem Krystall, von Früchten und vor den Pyramiden von belegten Brötchen; die Menschlichkeit tritt wieder in ihre Rechte ein, und überall sieht man jetzt begehrliche Mienen, heißhungrige Stellungen und Gebärden. Wo nur der geringste Raum zwischen zwei Miedern oder zwei über die Lachs- oder Geflügelteller gebeugten Köpfen frei ist, sieht man sofort einen Arm zum Vorschein kommen, der nach einem Glas, einer Gabel oder einem Brötchen greift und dabei mit seinem schwarzen Rockärmel oder dem rauhen Stoff einer glänzenden Uniform den Reispuder von den entblößten Schultern streift. Man plaudert belebt und mit funkelnden Augen, während unter dem Einfluß der moussierenden Weine lautes Lachen ertönt. Hunderterlei Gespräche, unterbrochene Aeußerungen, Antworten auf bereits vergessene Fragen kreuzen sich. In einer Ecke hört man aus der Umgebung des gelehrten Béchut, des Weiberfeindes, welcher fortfährt das schwache Geschlecht zu beschimpfen, heftige, halb unterdrückte Rufe der Entrüstung, während anderwärts ein Streit unter Musikern entbrennt.

„Ah! Mein Lieber, nehmen Sie sich in acht... Sie leugnen die übervolle Quinte."

„Ist es wahr, daß sie erst sechzehn Jahre alt ist?"

„Sechzehn Jahre im Faß und noch einige auf der Flasche."

„Mayol!... Geht mir doch weg mit Mayol... abgenützt, ausgequetscht. Es ist kaum glaublich, daß die Direktion der Oper jeden Abend zweitausend Franken für dergleichen ausgibt!"

„Allerdings, aber tausend Franken braucht er für die Claque und den Rest jagt ihm Cardaillac beim Ecarté ab."

„Bordeaux... Chokolade... Champagner..."

„Wenn es gilt, in der Ausschußsitzung Erklärungen abzugeben..."

„... wenn Sie das Kleid mit weißen Atlasschleifen aufputzen."

Hier empfiehlt das sehr umworbene Fräulein Le Quesnoi ihren Tambourinkünstler einem auswärtigen Berichterstatter, einem unverschämten, geistlosen Schuhmachergesichte, und beschwört ihn, nicht vor Beendigung des Konzerts fortzugehen, indes sie mit Méjean schmollt, weil er sie nicht unterstützt, ihn einen Abtrünnigen, einen „Franciot" heißt. Dort finden politische Auseinandersetzungen statt. Ein gehässiger Mund drängt sich schäumend vor Wut in den Vordergrund und sagt, die Worte wie Kugeln zerkauend, um sie gleichsam zu vergiften: „Alles was nur die radikalste Demagogie..."

„Ein konservativer Marat!" ruft eine Stimme, aber das Wort verliert sich in dem lärmenden Durcheinander der Gespräche und dem Klappern von Tellern und Gläsern, welches plötzlich von Roumestans klangreicher Stimme übertönt wird: „Schnell, meine Damen, schnell... Sie versäumen sonst die Sonate in F-dur."

Hierauf Totenstille. Und die lange Prozession der entfalteten Schleppen beginnt abermals die Säle zu durchziehen und sich zwischen den Stuhlreihen hindurchzuzwängen. Die Damen machen verzweifelte Gesichter wie Gefangene, die man nach einstündigem Spaziergang im Gefängnishof wieder in ihre Zellen zurückführt. Und nun folgen Noten auf

Noten, die Konzertstücke, die Symphonieen. Der schöne Mayol beginnt aufs neue den unerfaßbaren Faden seiner Töne fortzuspinnen, die Vauters die abgenützten Saiten ihrer Stimme zu probieren. Dann plötzlich wieder ein Aufleben, ein Erwachen der Neugierde, wie vorhin beim Auftreten der kleinen Bachellery. Es ist Valmajours Tambourin, das Erscheinen des prächtigen Bauernburschen mit dem weichen Filzhute auf einem Ohre, der roten Schärpe um die Lenden und seinem Bauernwamms über der Schulter... Eine glückliche Idee Audibertes, eine Eingebung ihres Frauengeschmackes, ihn so zu kleiden, um mehr Effekt unter den schwarzen Röcken zu erzielen. Alles dies ist wenigstens neu und überraschend, diese längliche Trommel, die am Arme des Musikers hin und her schaukelt, die kleine Flöte, auf der seine Finger kunstfertig auf und ab gleiten, und die hübschen Stückchen mit doppelter Musik, deren lebhafter Rhythmus den zarten Glanz der schönen Schultern in freudiger Bewegung erschimmern läßt. Das blasierte Publikum unterhält sich bei diesen einfachen, frischen Liedern Altfrankreichs, die nach Rosmarin duften.

„Bravo!... Bravo!... Dacapo!..."

Und wie er nun den Turennemarsch mit dem vollen, wuchtigen Rhythmus eines Siegesmarsches anstimmt, während das Orchester gedämpften Klanges den etwas dünnen Ton seines Instrumentes begleitet, da kennt der Jubel keine Grenzen mehr. Er wird zweimal, zehnmal hervorgerufen, und zwar in erster Linie von Numa, dessen Eifer durch diesen Erfolg aufs neue angefeuert ist, und der jetzt „den Einfall seiner Damen" auf seine Rechnung nimmt. Er erzählt, wie er dieses Genie entdeckt hat, beschreibt die Wunder der dreilöchrigen Flöte und teilt Näheres über das alte Schloß der Valmajours mit.

„Heißt er wirklich Valmajour?"

„Gewiß... von den Fürsten von Baux... er ist der letzte seines Stammes."

Und die Sage macht die Runde, verbreitet sich und wird ausgeschmückt — ein wahrer Roman von George Sand.

„Ich habe die ‚parchemeïns' — die Adelsbriefe zu

Hause," versichert Bompard in einem Tone, der keinen Widerspruch zuläßt. Aber inmitten dieses allgemeinen, wenn auch mehr oder weniger erkünstelten Enthusiasmus gerät ein armes, kleines Herz in wilden Aufruhr, läßt sich ein jugendliches Köpfchen von diesem Beifall, diesen Märchen, die es ernst nimmt, völlig berauschen.

Ohne ein Wort zu sagen, ja ohne ein Zeichen des Beifalls, folgt Hortense mit starrem Blick, mit einem traumhaften Wiegen ihres schlanken, geschmeidigen Oberkörpers dem Rhythmus der marche héroique und sieht sich wieder in der Provence, dort auf dem hohen, die sonnige Landschaft beherrschenden Söller des alten Schlosses, während ihr Sänger wie im Minnegesang ihr sein Ständchen bringt und die rote Granatblüte mit derber Anmut an seinem Tambourin befestigt. Diese Erinnerung durchschauert sie wonnig, sie lehnt ihr Haupt an die Schulter ihrer Schwester und: „O wie wohl ist mir! . . ." murmelt sie mit einem tiefen, innigen Ausdruck vor sich hin, welcher Rosalie nicht sogleich auffällt, der ihr aber nur allzubald klar werden und sie wie die gestammelte Wahrsagung eines nahenden Unglücks verfolgen wird.

„Nun, mein wackerer Valmajour, habe ich es Euch nicht gesagt? . . . Welcher Erfolg! . . . Nicht wahr?" rief Roumestan in dem kleinen Saal, wo man ein Souper für die Künstler aufgetragen hatte, das diese stehend verzehrten. Freilich wurde dieser Erfolg von den übrigen musikalischen Größen als ein wenig übertrieben empfunden. Die Vauters, welche schon zum Fortgehen gerüstet auf einem Stuhle saß und auf ihren Wagen wartete, verhüllte ihren Aerger in einem großen, nach durchdringendem Parfüm duftenden Spitzencapuchon, während der schöne Mayol in müder Haltung und mit nervösem Achselzucken vor dem Büffett stand und in voller Wut eine Lerche zerstückelte, als hätte er den Tambourinkünstler unter den Händen. Die kleine Bachellery hingegen hatte keine derartigen Zornesausbrüche; sie spielte mitten in einer Gruppe junger Stutzer das Kind, lachte, schwirrte umher wie ein Schmetterling und biß mit ihren weißen Zähnen, wie ein von Hunger geplagter Schul-

junge, in ein Schinkenbrötchen. Dazwischen versuchte sie sich auf Valmajours Flöte: „Sehen Sie doch, Herr Minister!...“

Dann, als sie Cardaillac hinter Seiner Excellenz erblickte, bot sie diesem mit einer plötzlichen Wendung ihre kleine Mädchenstirne zum Kusse.

„Guten Tag, Onkelchen,“ — „B'jou, m'n oncle...“

Natürlich war dies eine Verwandtschaft ihrer Phantasie, eine Kulissenadoption.

„Die leichtsinnige Heuchlerin!“ brummte der „montreur“ in seinen weißen Schnurrbart, aber nicht allzu laut, denn er hatte in ihr ein neues Mitglied der Oper zu erwarten und noch dazu ein einflußreiches.

Valmajour seinerseits stand, ganz umringt von Frauen und Journalisten, vor dem Kamin. Der fremde Berichterstatter fragte ihn barsch aus und man merkte nichts mehr von dem einschmeichelnden Tone, in welchem er die Minister in den Privataudienzen auszuforschen pflegte; aber der Bauernbursche antwortete, ohne sich irre machen zu lassen, mit der stereotypen Rede: „Es ist mir in der Nacht gekommen, wie ich die Nachtigall singen hörte...“ Fräulein Le Quesnoi unterbrach ihn, um ihm einen besonders für ihn angefüllten Teller mit einem Glase Wein zu überreichen.

„Guten Tag, mein Herr... nun überreiche auch ich Ihnen das grand-boire.“ Sie hatte ihm den Effekt verdorben und er antwortete ihr nur mit einer leichten Kopfbewegung, indem er nach dem Kaminsims wies: „Schon gut,... schon gut,... setzen Sie das hierher.“ Dann fuhr er fort, seine Geschichte zu erzählen. „Was die kleine Gotteskreatur mit einem Loch zuwege bringt...“ Hortense hörte geduldig und ohne sich abschrecken zu lassen, bis ans Ende zu, dann sprach sie mit ihm von seinem Vater und seiner Schwester...

„Sie wird sich gewiß recht freuen!“

„O ja, es ist nicht übel ausgefallen.“

Mit selbstzufriedenem Lächeln strich er sich den Schnurrbart, während er zugleich unruhig umherblickte. Man hatte ihm gesagt, der Direktor der Oper wolle ihm ein Anerbieten machen. Er spähte daher von weitem nach demselben und

legte dabei schon einen gewissen Kunstneid an den Tag, indem er sich wunderte, daß man sich so lange für nichts und wieder nichts mit dieser kleinen Sängerin beschäftigen konnte, und ganz in seine Gedanken versunken, hielt er es nicht der Mühe wert, dem schönen jungen Mädchen zu antworten, das, mit dem Fächer in der Hand, in jener hübschen, beinahe kecken Haltung vor ihm stand, wie die Gewohnheit des gesellschaftlichen Umganges sie mit sich bringt. Sie aber liebte ihn gerade so, kalt und alles übersehend, was nicht seine Kunst betraf; ja sie bewunderte die Art und Weise, wie er die Komplimente, womit Cardaillac ihn in seiner derben Ungezwungenheit überschüttete, von oben herab entgegennahm.

„Jawohl, gewiß ... ich sage Ihnen nur, was ich denke ... viel Talent ... sehr originell, sehr neu. ... Keinem andern Theater als der Oper soll dies zuerst zu gute kommen ... ich werde eine Gelegenheit suchen, Sie dem Publikum vorzuführen. Sie können sich von heute ab als zur Oper gehörig betrachten."

Valmajour dachte an das Stempelpapier, das er in der Tasche seines Wammses trug; jener aber reichte ihm, als ahnte er diesen Gedanken, seine geschmeidige Hand mit den Worten: „Dies bindet uns beide, mein Lieber ..." Und indem er auf Mayol und die Vauters hinzeigte, die glücklicherweise anderweitig in Anspruch genommen waren — sie hätten sonst zu sehr gelacht — fügte er hinzu: „Fragen Sie Ihre Kameraden, was Cardaillacs Wort zu bedeuten hat."

Hiermit drehte er ihm den Rücken und kehrte zu der Ballgesellschaft zurück. Der Tanz wogte jetzt in den weniger vollen, aber nur desto belebteren Sälen, und das vortreffliche Orchester rächte sich für drei Stunden klassischer Musik durch eine Reihe echter Wiener Vollblutwalzer. Die hervorragenden Persönlichkeiten, die feierlichen Würdenträger hatten nunmehr der Jugend den Platz geräumt, jener vergnügungstollen Jugend, welche tanzt, um zu tanzen, um sich an den im tollen Wirbeltanz flatternden Löckchen zu berauschen, an den verschleierten Blicken und an den langen Schleppen, in die sich die Füße verstricken. Aber auch da noch be-

hauptete die Politik ihre Rechte und die von Roumestan geträumte Verschmelzung fand nicht statt. Vielmehr blieb von den zwei Sälen, in denen getanzt wurde, der eine linkes Zentrum, der andre von tadellos lilienweißer Färbung, so sehr auch Hortense sich bemühte, die beiden Lager zu vereinigen. Diese war als Schwägerin des Ministers und als Tochter des Präsidenten Le Quesnoi sehr begehrt und sah ihre Mitgift und ihren Einfluß von zahlreichen Freiern umschwärmt.

Lappara erklärte ihr in großer Erregung während des Tanzens, Seine Excellenz habe ihm erlaubt. . . . Aber der Walzer ging eben zu Ende und sie verließ ihn, ohne die Vollendung des Satzes abzuwarten, um sich zu Méjean zu begeben, der nicht tanzte und doch sich nicht entschließen konnte, fortzugehen: „Was machen Sie denn für ein Gesicht, Mann des Ernstes, Mann der Vernunft!"

Er ergriff ihre Hand: „Setzen Sie sich ein wenig hierher, ich habe Ihnen etwas zu sagen. . . . Mit Zustimmung meines Ministers . . ." Er lächelte bewegt und Hortense, welche das Zittern seiner Lippen bemerkte, verstand, was er sagen wollte, und erwiderte, sich schnell erhebend: „Nein, nein . . . nicht heute abend . . . ich kann nichts hören, ich tanze . . ."

Damit flüchtete sie sich an Herrn von Rochemaures Arm, der sie soeben zum Kotillon abholen kam. Der gute junge Mann war gleichfalls sehr verliebt und wagte es, ganz im Tone Lapparas ein Wort anzubringen, worauf eine unbändige Heiterkeit sich ihrer bemächtigte und mit ihr im ganzen Saale herumwirbelte, bis sie nach Beendigung der Schärpentour zu ihrer Schwester kam und ganz leise zu ihr sagte: „Da haben wir es . . . Numa hat mich seinen gesamten drei Sekretären versprochen!"

„Und welchen nimmst du?"

Ihre Antwort wurde in einem Trommelwirbel erstickt.

„Die Farandole! . . . Die Farandole! . . ."

Eine Ueberraschung, die der Minister seinen Gästen bereitet hatte. Die Farandole, der tollste Süden, wie er leibt und lebt, als Schluß des Kotillons. Aber wie wird

das getanzt? . . . Die Hände der Tanzenden vereinigen sich, ziehen einander an. Und diesmal mischen sich auch die Säle, indes Bompard mit wichtiger Miene unterweist: „So, meine Damen," und dabei einen Kreuzsprung macht. Mit Hortense an der Spitze, entfaltet sich nun die Farandole die lange Reihe der Säle entlang, gefolgt von Valmajour, der mit prächtiger Würde und stolz auf die Blicke, die ihm seine feste männliche Haltung und sein originelles Kostüm zuziehen, den Marsch dazu spielt.

„Wie schön er ist!" sagte Roumestan, „wie schön! . . . Ein wahrer griechischer Hirte!"

So zieht der ländliche Tanz in immer größerem Aufschwung von Saal zu Saal, reißt immer mehr Gäste mit sich fort, verfolgt und verjagt den Schatten des weiland Bischofs und Kultusministers Frayssinous. Durch die alten Weisen aus dem Schlaf geweckt, beleben sich die Figuren auf den großen, nach Boucher und Lancret gewirkten Tapeten, und die nackten Amoretten an den Friesen erscheinen den Augen der Tänzer in demselben tollen, zügellosen Laufe, wie sie selbst.

Dort, ganz im Hintergrunde steht Cardaillac, an das Büffett gelehnt, mit einem Teller und einem Glase in den Händen; er hört zu und ißt und trinkt, bis ins Innerste seines skeptischen Naturells von jener behaglichen Wärme durchdrungen, die das Vergnügen gewährt. „Merke dir's, Kleiner," sagte er zu Boissaric . . . „einen Ball muß man niemals verlassen, bevor er zu Ende ist. Die Frauen sind dann noch einmal so hübsch in ihrer matten Blässe, die noch keineswegs Abspannung ist, so wenig jene schmalen weißen Streifen an den Fenstern schon den Tag bedeuten. . . . Die Musik, der wohlriechende Staub um uns her, versetzt uns in eine Art Halbrausch, der alle Sinne schärft, und den man bei kaltem Ragout mit frappiertem Champagner auskosten muß. . . . Da! Sieh einmal . . ."

Hinter der großen Spiegelscheibe sah man die Tanzenden mit ausgebreiteten Armen vorüberziehen — eine bunte Kette, welche infolge der durch zweistündiges Tanzen mitgenommenen Toiletten und Coiffüren allen Zwang abgestreift hatte.

„Ist das nicht hübsch, he? . . .“

„Wie hübsch das ist, nicht wahr? . . . Und der Prachtbursche am Ende des Zuges, welch schöne Figur! . . .“

„Und doch,“ — fügte er kalt hinzu, indem er sein Glas wegstellte, — „und doch wird er keinen roten Heller damit verdienen! . . .“

Ende des ersten Bandes.

Hanna Warners Herz. Von **Florence Marryat.** Aus dem Englischen.
Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfasserin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von **Hjalmar Hjorth Boyesen.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Neben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfasser entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gesünderen Sphären gegenüberstellt.

Sadelis Büßung. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.
In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden Vorgänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der fascinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romandichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von **Ernst Pasqué.**
Die Auffindung zweier Glocken, der 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellerthal hat dem Verfasser Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romandichtung in mustergültiger Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von **Hans Hopfen.**
Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Porträts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von **Charles Reade.** Aus dem Englischen.
Klar und scharf umrissen, ohne störenden Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatsachen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Verwicklung fesselt.

Baccarat. Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit der ihm eigenen Schlichtheit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weiht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielklubs ein.

Mein Freund Jim. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Diese frisch u. lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

Hanna. Von **Heinrich Sienkiewicz.** Aus dem Polnischen.
Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

Das beste Teil. Von **Léon de Tinseau.** Aus dem Französischen.
Ein durch und durch liebenswürdiges Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkannten Preis wohl verdient.

Lebend oder tot. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzählertalent noch einmal aufs glänzendste.

Die Familie Monach. Von **Robert de Bonnières.** Aus dem Französischen.
Mit entschiedenem Glück nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer gewissen Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittenroman.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von **H. Rider Haggard.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Ein farbenfattes Bild südafrikanischen Lebens voll Glut und elementarer Leidenschaft.

Schwarz und Rosig. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen.
Der berühmte Verfasser des „Hüttenbesitzer" bietet uns hier zwei geistvolle Novellen, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.

Das Tagebuch einer Frau. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.
Ein wahres Meisterwerk hat Feuillet in diesem Roman geschaffen, der einen überaus fesselnden Stoff in vollendeter Form zur Darstellung bringt.

Jahre des Gärens. Von **Ernst Remin.** 2 Bände.
Ein hochgestimmtes, frisch aus der Gegenwart heraus geschriebenes Buch, in welchem sich eine ganz ungewöhnliche Gestaltungskraft und ein gesunder Humor offenbaren.

Gute Kameraden. Von **H. Lafontaine.** Aus dem Französischen.
Mit warmer Empfindung und behaglichem Humor wird in dieser überaus anmutigen Geschichte die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblättrigen Künstlerkleeblattes geschildert, das, auf das Pariser Straßenpflaster geworfen, sich durch kameradschaftliches Zusammenhalten zu Stellung und Anerkennung emporringt.

Die Töchter des Commandeurs. Von **Jonas Lie.** Aus dem Norwegischen.
Die bekannten Vorzüge der skandinavischen

Princeton University Library
32101 074761816

Erzähle … Szenen in reicher Fülle. listische … chnung ist meisterlich. baren … greifenden Roman Lies, der darin ein frappantes Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner norwegischen Heimat vor dem Leser entrollt.

Zita. Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
In Zita beleuchtet Malot mit tiefer Menschenkenntnis das Problem, ob sich die Stellung einer Bühnenkünstlerin mit den häuslichen Pflichten der Gattin in Einklang bringen läßt.

Die Erbschaft Xenias. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.
Gréville, dem unsre Sammlung schon mehrere mit größtem Beifall aufgenommene Bände verdankt, bietet hier einen Roman von hohem Ernst und ergreifender Schicksalsführung.

Kinder des Südens. Von **Rich. Voß.**
Zwei echte Perlen sind diese fein beobachteten poesievollen Geschichten aus dem römischen Volksleben, mit dem Voß wie kaum ein zweiter vertraut ist und dem er immer neue und originelle Züge zu entnehmen weiß.

Daniele Cortis. Von **A. Fogazzaro.**
Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Das durch und durch ungewöhnliche Werk eines vornehmen Geistes, in welchem Realismus und Idealismus zu harmonischer Einheit verschmelzen, ausgezeichnet durch Adel der Sprache, Stolz der Gesinnung, innere Wahrheit und festgefügten, gedrungenen Aufbau. Ein Buch von bleibendem Wert.

Die Herz-Neune. Von **B. L. Farjeon.**
Aus dem Englischen.
Um auch Lesern mit höheren Ansprüchen zu genügen, muß ein Kriminalroman sehr gut und originell geschrieben sein. Dies ist ein solcher.

Sie will. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dieser Roman zählt zum Besten, was Ohnet geschaffen. Blendende Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben wechseln mit

Die Kinder der Excellenz. Von **Ernst von Wolzogen.**
Mit diesem von frischem Humor sprudelnden Bande eröffnen wir eine Reihe von Romanen, in welchen Ernst von Wolzogen den deutschen Adel der Gegenwart in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versuchen will.

Um den Glanz des Ruhmes. Von **Salvatore Farina.** A. d. Italien.
Ein neues Buch von Farina bedarf keiner Empfehlung; hat er doch längst, wie kaum ein andrer Ausländer, das Bürgerrecht im Herzen deutscher Leser erworben.

Der Nabob. Von **Alphonse Daudet.**
Aus dem Französischen. 3 Bände.
Die überaus beifällige Aufnahme, welche Daudets „Fromont junior und Risler senior" bei unsren Lesern gefunden hat, veranlaßt uns, nun auch seinen nicht minder bedeutenden, in mancher Hinsicht noch interessanteren „Nabob" folgen zu lassen.

Der kleine Lord. Von **F. H. Burnett.** Aus dem Englischen.
Das prächtige Kerlchen, welches der Held dieser einfachen Geschichte ist, hat in seiner Heimat aller Herzen im Sturm erobert. Auch bei uns wird es ihm an Freunden nicht fehlen.

Der Prozeß Froideville. Von **Andrs Theuriet.** Aus dem Französischen.
Zwischen den staubigen Aktenbündeln eines Ministeriums spielt sich dieser originelle Roman ab. Aber welche Fülle von Poesie und feinster Beobachtung weiß Theuriets anmutiges Talent in diesen prosaischen Rahmen zu fassen!

Stella. Von **Miß M. E. Braddon.**
Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die sozialen Gegensätze des modernen Lebens bilden die Grundlage dieses ansprechenden Romans, dessen Knoten die beliebte Erzählerin mit gewohnter Fertigkeit zu schürzen und zu lösen weiß.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von **Hans Hopfen.**
2 Bände.
Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohlgelungene Schilderung des zwischen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopfenschen Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebte Verfasser geschrieben.

Der Unsterbliche. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen.
Eine geistsprühende Satire auf die französische Akademie ist Daudets „Unsterblicher", zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Lady Dorotheas Gäste. Von **Ouida.**
Aus dem Englischen.
Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas feine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so ähnlicher.

Marchesa d'Arcello. Von **Memini.**
Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wachgerufen, in dem uns das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
So taufrisch, poesievoll und dabei übermütig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Litteratur nicht vieles aufzuweisen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von **Claire von Glümer.**
Die beiden Novellen zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlsituierten Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie